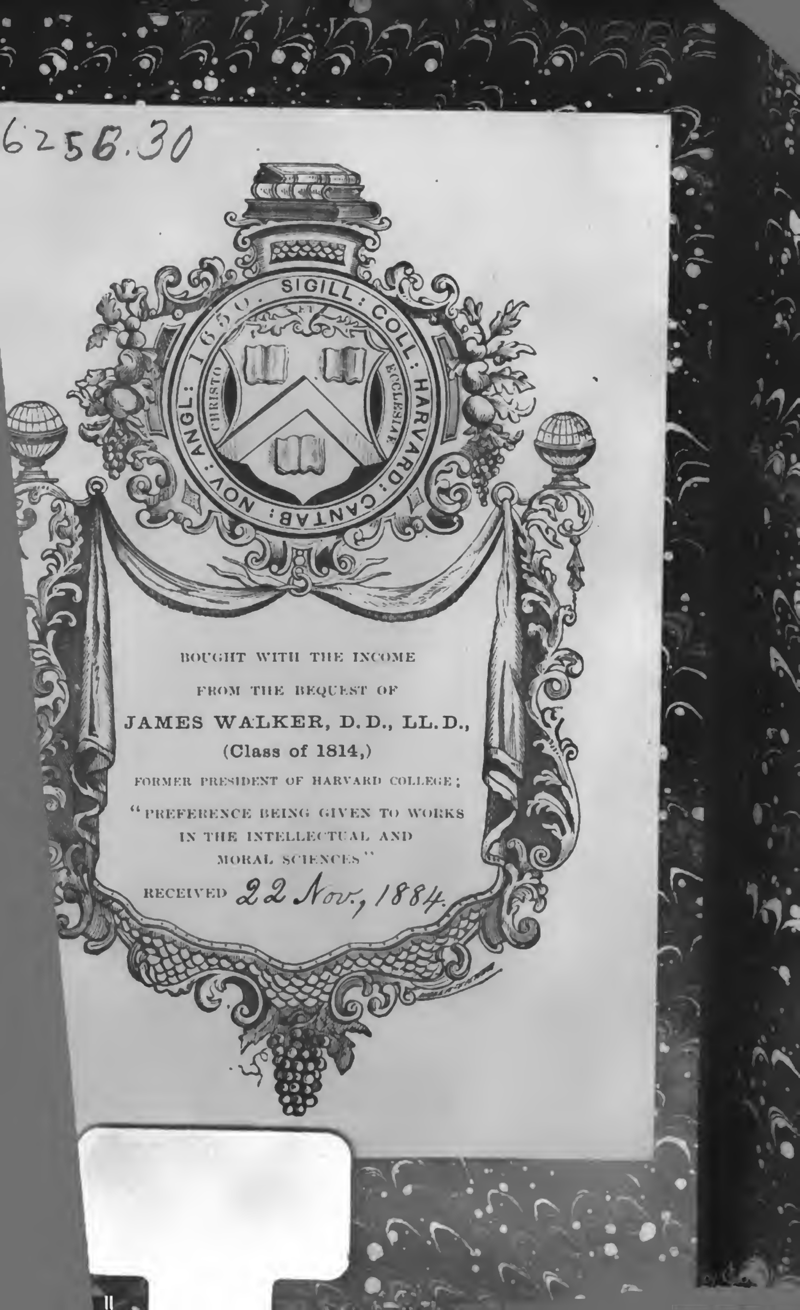
Sagen und sagengeschi... aus dem Simmenthal

D. Gempeler

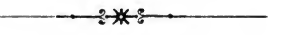

SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE



Sagen und Sagengeschichten

aus dem

Simmenthal



Von

D. Gempeler

Erstes Bändchen

Zweite Auflage



Thun
Druck und Verlag von Eug. Stämpfli
1883

Motto: Lehrst du Weisheit auf der Gasse,
Sprichwort — Sittenbildersaal;
Wandelnd auf antiker Straße
Lehrst du, Sage, Volksmoral.

Vorwort des Verlegers.

Wir hoffen mit dem vorliegenden Bändchen dem Freunde vaterländischer Sagen und gleichzeitig den zahlreichen Freunden des schönen Simmenthales eine willkommene Gabe zu bieten. Es ist ein Sträußchen aus dem oft so sehr vernachlässigten Lande der Poesie.

Einen besondern Werth glauben wir der im Dialekt geschriebenen „Rüeggispfad-Sage" beimessen zu dürfen. Der simmenthalische Dialekt ist außerordentlich schwierig wiederzugeben und begegnen wir daher demselben äußerst selten in der Literatur. Wir glauben der Verfasser habe sowohl die Orthographie, als auch die Eigenthümlichkeiten in der Sprechweise der Simmenthaler richtig wiederzugeben verstanden.

Möchte eine freundliche Aufnahme des kleinen Werkchens den Verfasser und auch den Verleger zu gelegentlicher Fortsetzung ermuntern.

Thun, Neujahr 1883.

Zur zweiten Auflage.

Die oben gewünschte freundliche Aufnahme ist dem Werkchen in erfreulicher Weise zu Theil geworden, so daß in überraschend kurzer Zeit die vorliegende zweite Auflage nöthig ward. Es soll an dieser Stelle auch der wohlwollenden Kritik, durch welche Erzähler und Verleger erfreut und ermuntert wurde, dankend erwähnt werden.

Thun, im Herbst 1883.

Inhalts-Verzeichniß.

I.

Das Goldstück des Zwergleins oder das ‚Brünesi‘ am Seebergsee.

I.

Dreitausend Fuß über dem Dorfe Zweisimmen breitet sich zwischen dem Röthihorn, dem Mänigengrat, der Umlifluh und dem Muntiggalm eine schöne Alp aus, der Seeberg genannt, weil am Fuße der Umlifluh und des Muntiggalms in einer Thalmulde ein See liegt, der im Sommer mit seinen Alpenrosen-Inseln und der ihn umkränzenden Alpenflora einen überaus lieblichen Anblick gewährt. Auf diese Alp trieben vor vielen, vielen Jahren ein reicher Mann seine stolze Heerde und ein armes Bäuerlein sein einziges Kuhlein nebst ein paar Ziegen, die das Privilegium erworben hatten, in den Fluhbändern und Balmen der benachbarten Berge das würzige Gras zu erklettern. Nahe am See stand die prächtige, geräumige Sennhütte des Reichen; nicht weit davon oben am Hang, der steil aufwärts nach dem benachbarten Gestelenberg führt, mit halb zerfallenem und vermodertem Dache das „Stäfelein“ (Hüttchen) des Armen. Dem reichen, stolzen Sennen, der jeden Sommer seine zahlreichen, prächtigen Rinderschäcken auf den Seeberg trieb, waren die kleine, braune

Kuh des armen Nachbars und das unansehnliche, zerfallene Stäfelein, das neben dem winzigen Sennthum noch eine zahlreiche, ihn oft belästigende Familie barg, schon Jahre lang ein Dorn im Auge gewesen. Zu geizig jedoch, um dem armen Manne für seine Bergberechtigung einen Preis der Vorliebe zu bezahlen, wartete er nur auf einen glücklichen Zufall, damit ihm, wie von selbst, der Daumen in die Hand falle; denn das Bergrecht des Armen sollte nach einer Klausel, deren Ursache wir nicht enträthseln konnten, verwirkt sein, sobald einmal der Arme nicht mehr im Stande sein werde, eine eigene Kuh auf die Alp zu treiben. Daß diese Zeit nicht mehr fern sein konnte, dafür bürgten dem Reichen die schlechte Hütte am „Buur“, wie der Hang hieß, wo sie stand und die ärmlichen Verhältnisse der zahlreichen Familie und deßhalb vermied er, um der Leute Willen, jeden Schein von Härte und freute sich im Stillen auf den nahen Zeitpunkt, bald alleiniger Besitzer der schönen Seebergalp zu sein. Doch des reichen Mannes Hoffen war gerade die Furcht des Armen. Für ihn war in Wahrheit der Sommer die Zeit des Glücks, sein eigentliches irdisches Paradies. Wie leicht ward es ihm, mit der Milch seiner Kuh und seiner Ziegen seine Familie zu ernähren und die kräftige, reine Alpenluft trug das ihre bei, die winterlich-blassen Wangen seiner fröhlichen Kinderschaar so roth zu malen, wie die Natur die Alpenrosen auf den Steininseln im See nicht schöner roth malen konnte. Ja noch mehr. Selbst für den Winter konnte er hie und da ein Käslein aufspeichern, Wildheu sammeln zu Winterfutter für seine

Ziegen und der Mutter Spinnlohn, seine Taglöhner-arbeit und zuweilen auch ein guter Nachbar halfen mit den Sommervorräthen der Alp, die Familie des Armen auch im Winter vor Hunger schützen. Deßhalb gedachte der arme Seebergsenn stets mit schwerem Herzen an die Zeit, da mit der Unmöglichkeit eine eigene Kuh zu besitzen, sein Anspruchsrecht auf die Alp erlöschen und die wachsende Noth seine Kräfte übersteigen werde. Wie oft, wenn der Sturm durch die Felsenklüfte raste und die Schindeln seines Daches davonflogen, betete er sein: „Hilf, Helfer, hilf! in Angst und Noth; erbarm' Dich mein, Du treuer Gott!“ mit einer Inbrunst, von der so viele heutige handwerksmäßige Beter und Predigt-gänger kaum mehr eine Ahnung haben. Vermochte er trotz aller Entbehrung ja kaum mehr eine Kuh, wie hätte er erst die Mittel beschaffen sollen, sein baufälliges Stäfelein, das ihm allein die Benutzung seines Besatz-rechtes ermöglichte, neu aufzubauen. Je reicher der Reiche war, desto ärmer wurde aus natürlichen Ursachen der Arme und zuletzt kam es während einem überaus schweren und langen Winter dazu, daß der Arme ge-zwungen war, die Hülfe des Reichen anzusprechen, der, gar wohl wissend, daß der Arme sich damit in seine Hände verkaufe, sie auch gerne gewährte. Dem strengen, schneereichen Winter folgte ein stürmisch-wilder, naßkalter Sommer. Im Thal mißrieth das Futter, auf den Bergen das Gras und die Kartoffeläcker ergriff schon damals eine Krankheit, welche unter dem Namen der Kartoffel-Krankheit Jahrhunderte später sich bleibend eingenistet hat. Man sah mit Furcht und Zittern dem

Winter und einer allgemeinen Hungersnoth entgegen. Jammer und Klage ertönte überall; auch der reiche Senn auf dem Seeberg schmähte die böse Zeit und forderte, wenn auch freundlich, vom armen Nachbar sein Geld. Borgen macht Sorgen. Der Arme wußte keinen Rath und da er ein grundbraver, ehrlicher Mann war, so ging er, ungeachtet der Bitten und Thränen der Seinigen, hin, dem Reichen sein Recht zu verkaufen und von der Zukunft zu erwarten, was Gott schickt. In einem naßkalten Sommer sind die wenigen schönen Tage doppelt schön und der gemüthsreiche Alpenbewohner genießt sie mit doppelt empfundener Lust. Es war gerade am Abend eines so wunderschönen Tages, als der Arme hinabstieg zum Reichen, der gerade vor seiner Hütte saß und seiner Heerde zusah, die am Ufer des Sees grasend dahinzog und deren liebliches Glockengeläute an den Felsen des Muntiggalms ein verstärkendes Echo fand. Mit Stolz und Selbstgenügsamkeit betrachtete der Reiche das lieblich bunte Durcheinander seines stolzen Sennthums, das der Seespiegel durch die zurückgeworfenen Bilder noch zu verdoppeln schien und seine Miene verdüsterte sich erst, als er des Armen ansichtig wurde, der ihn wieder an die ihm so unliebsame Nachbarschaft erinnerte. Schüchtern und wortkarg setzte sich der Arme, nachdem er seinem glücklichen Nachbar einen freundlichen guten Abend entboten hatte, an dessen Seite und seine kummerumwölkten Blicke glitten über den lieblichen See hin nach jenem kleinen Eiland, das wie eine Robinsoninsel — noch von keinem menschlichen Fuß betreten — mitten im See den Fluthen

entstieg. Ein schrecklicher Lindwurm haust ja da in der nach dem Volksglauben fast endlosen Tiefe des Sees und wer sich hinauswagt in die Fluthen, kehrt nie wieder an's Ufer zurück. Ein Schrei wird gehört, Wasserblasen steigen empor, auf der Oberfläche des Wassers wird ein schrecklich gestalteter Schatten sichtbar und dann versinkt Alles mit lautloser Stille in die schreckliche Tiefe. Der letzte Mensch, der den Lindwurm noch gesehen haben will, war Amtsrichter Chr. Müller in Bettelried, seither hat das Ungethüm zu spucken aufgehört und die Insel ist inzwischen schon mehr als einmal schwimmend erreicht worden. „Du wirst mit mir deiner Schuld wegen reden wollen," begann zum Armen gewendet der reiche Seebergsenn; „ja, ja, es ist gut, daß du kommst, es ist eine schrecklich böse Zeit und bei mir ist das Geld so rar, wie das neue Holz an deinem Stäfelein; doch will ich dabei nichts gesagt haben; daß du, Nachbar, mir Geld bringen willst, macht mich nur ein wenig spaßhaft." „Es ist wahr," erwiderte kleinlaut der Arme, „ich komme des Geldes wegen, aber nur um dich noch um Geduld zu bitten, denn wenn du, mein reicher Nachbar, kein Geld hast, wo soll ich, Armer und Elender, solches hernehmen, nimm, was ich diesen Sommer an Käse erübrigt habe, als Zins und stündige mir noch, denke, der Winter wird hart werden und nicht lange geht's, so steht er wieder vor der Thüre." Bei diesen Worten lachte schalkhaft spöttisch der Reiche, stund auf und deutete auf seinen nebenanstehenden Käsespeicher und sagte: „Dort liegen auf Bänken bald an die hundert

Stück, von denen jedes schwerer ist, als deine Ziegen-mutschen (Ziegenkäse) alle zusammen genommen; behalte deinen Käse, den du für den Winter selbst nöthig hast. Sieh', ich weiß dir weit bessern Rath, gieb mir dein Sennhüttlein, bevor es über dir zusammenstürzt und umfällt und wir wollen wett (quitt) sein, trotzdem ich ja mein baares Geld verliere." — Bei diesen anscheinend freundlichen Worten des Reichen fiel's dem armen Manne zentnerschwer auf's Herz und Thränen benetzten seine abgemagerten, blaßfahlen Wangen. Seine Brust war wie verrammelt und zugeschnürt; nicht eine Silbe hätte er antworten können und wenn er auch vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre. Eben neigte sich die Sonne zum Untergange. Ein sanfter Abendwind kräuselte die Wellen des Seebeckens, auf denen sich, von der Abendsonne beglänzt, tausend und tausend schwimmende Sterne schaukelten. Versunken in den Anblick dieser Pracht vergaß auf einen Augenblick der Reiche seinen Reichthum und der Arme seine Armuth, als auf einmal und wie aus dem Boden emporgewachsen, ein winzig kleines, erdfahles Männlein vor ihnen stand und die Beiden aus ihren Träumereien aufschreckte. Wohl hatten Beide schon hundert und hundert Mal von den dienstfertigen, ganz besonders dem Sennenvolke gewogenen „Bergmännlein" und ihrem oft so merkwürdigen Treiben gehört; allein gesehen hatten sie nie eines und deßhalb war ihr mit Furcht gemischtes Erstaunen bei diesem Anblicke gar wohl zu begreifen. Endlich ermannte sich der Reiche und frug das kuriose Männlein, das nicht höher war als der Melkstuhl, auf

dem er saß, nach seinem Begehren und bot ihm nach Sennenbrauch einen Trunk Milch an. „Weißt was," erwiderte lebhaft und zierlich das Männlein, „Milch begehre ich keine; aber wem's Glück will, dem kalbet der Scheitstock und wenn du gescheid bist, kaufe ich dir eine Kuh ab" — und blickte bei diesen Worten nach dem See hin, als wenn es unter der prächtigen Heerde des Reichen sich die schönste Kuh mit der helltönendsten Glocke und dem zierlichsten Glockenriemen auswählen wollte. Der Reiche lachte über den merkwürdigen Käufer und dachte bei sich selbst: „Wenn's auf Michaelistag keine bessern Käufer gibt, als diesen Zwerg, für den ein Maulwurfshaufen schon ein Berg ist, dann steht's übel um mein großes Sennthum und die Zeit, wo die Kuh einen Batzen gilt, ist dann nicht mehr weit." Gleichwohl aber bot er in einer Anwandlung satyrischer Laune halb im Ernst, halb im Spaß, dem Zwerglein die allergeringste Kuh seiner Heerde zum Kaufe an und forderte einen überaus hohen Preis. Ohne ein Wort zu erwidern, zog das Bergmännlein ein Goldstück aus der Tasche, legte es in die Hand des Reichen und eilte fort, die ihm vom Sennen bezeichnete Kuh am Glockenbande wegzuführen. „Halt, Freund!" rief entrüstet der Reiche, als er nur ein einziges Goldstück in seinen Händen blinken sah, „um dieses Stücklein ist meine Kuh nicht feil!" . . „Erst wähl's, dann zähl's," entgegnete kurz das Zwerglein und eilte mit der Kuh von dannen. Nun kam dem Reichen, wie man sagt, die Geduld abhanden. Er eilte dem Männchen nach und rief: „Die Kuh ist mein, das Geld ist dein, wenn du weiter nichts

hast und vermagst, so kaufe das „Brüneli“ meines Nachbars dort am „Buur“ oder gehe deine Wege!“ Das Zwerglein, schnell besonnen, gab die Kuh und nahm das Geld und trat, nachdem es einen flüchtigen Blick auf das kleine „Brüneli“ am „Buur“ geworfen hatte, zu dem Armen, der bis dahin, von der Unterredung mit dem reichen Nachbar schwer betroffen, stumm und in sich gekehrt bei dem ganzen Handel theilnahmlos geblieben war. Was sollte ihm nun die Kuh, da er die Hütte verkaufen mußte. Ja, wer konnte wissen, ob nicht am Ende noch der Reiche die Hütte sammt der Kuh fordern konnte; denn wer arm ist, hat keine Rechte mehr, sondern nur noch Pflichten, zu dulden, zu tragen und von der Gnade des Reichen zu leben und sich mit dem Bibelwort zu trösten: „Selig sind, die da arm sind, denn das Himmelreich ist ihr!“ Wie in einem Anfalle von Verzweiflung blickte er hinauf an den Hang, wo seine zerfallene Hütte stand und wo nicht weit davon am Fuße der Umlifluh sein braunes Kuhlein weidete, dessen dumpfe Schelle gar traurig hernieder tönte. Erst die Worte des Zwergleins führten ihn wieder in die nackte Wirklichkeit zurück, als es an ihn herantrat und zu ihm sprach: „Bis bei Trost, armer Mann! Wer nüt het, het Ruh, aber süst nüt derzu; hier ist das Geldstück für deine Kuh, gilt der Handel?“ Und als er sah, wie schwer dem Armen das Jawort von der Lippe floß, fügte es schnell hinzu: „Gruwe b'häbe, gruwe verchuft, ändert oft g'schwinder as ma dur's Für luft,“ und kaum hatte es das beinahe willenlose „Ja“ des Armen vernommen, so legte es das

Goldstück in seine Hand und mit den Worten: „Glück zu und verwahr das Geld wohl!“ sprang es fort und den Buurweg hinauf und wie die Schatten des Muntig-galms sich über den See hinlagerten, sah man noch, wie das braune Kuhlein durch die Gratlücke des Buur nach Gestelen hinüber trampelte, das kleine Männlein aber, das den Strick führte, konnte man nicht mehr sehen. —

II.

Der Handel um das „Brüneli“ seines armen Nachbars war eine Festfreude für den reichen Senn. Nun hatte er ohne Zwang, ohne scheinbare Härte, was er schon so lange gewünscht hatte und für sein geliehenes Geld durfte nun die Hudelhütte am „Buur“ für immer verschwinden. Wie klug und wohlberechnet hatte er gehandelt, daß er dem Bergmännlein seine Kuh nicht gab und es so zu lenken wußte, daß dessen Blicke auf das braune Kuhlein des Armen fielen; die Zwerg-kuh paßte ja auch am besten für den Zwerg. Ganz anders war dagegen dem Armen zu Muthe; mit dem Verkauf der Kuh und mit der Abtretung der Hütte, was nun außer Frage stand, hatte er die Brücke hinter sich abgeworfen und wie wenig Raum blieb in seiner Seele für das Hoffen! Wohl hätte er dem Reichen die Hütte verweigern können; allein wie durfte er das, da er kein Geld zur Bezahlung hatte? Hatte ihn doch der Reiche in jenem strengen Winter vom Hungertode errettet; die Schuld war eine Ehren-, eine Gewissens-schuld, die Forderung gerecht und die Entrichtung der-selben seine Pflicht. Was er seinem Nachbar schuldete,

war wenigstens doppelt so viel, als seine Hütte werth war und doch forderte dieser nicht mehr als die Hütte, hatte also obendrein noch Anspruch auf seine Dankbarkeit. Härte wurde in diesem Falle selbst zur Güte und deßhalb zögerte er nicht lange und that, was ihn sein Gewissen hieß und ließ die Hütte fahren. Ohne Hütte aber, was war ihm die Kuh; d'rum überließ er sich willenlos einer ihn beherrschenden unsichtbaren Gewalt, gab dem Zwerglein für das Goldstück die Kuh und warf sich damit in die Hände des Schicksals. Ein Goldstück in der Hand, war Alles, was er hinauftrug in seine verkaufte Hütte, aus der ihm die Seinen entgegenstürzten, um zu erfahren, daß der Aermste der Armen immer noch ärmer werden kann. Ueber dem träumerisch stillen See lagerte sich allmälig eine unheimlich düstere Dunkelheit. Die kleinen Inselchen darin schienen sich aufzurichten, als wären es Nachtgespenster, die ihre Füße im Wasser netzten. Bis tief in die Nacht saßen der Arme und seine Armen vor dem Hüttchen und weinten und weinten und empfanden eine unausstehliche Langeweile und konnten es fast nicht ertragen, daß unter dem Glockengeläute der grasenden Kühe nicht auch die Schelle ihres „Brüneli" sich hören ließ und als endlich über dem Schafgalm drüben der Mond sich erhob, dessen freundlich mildes Bild in den Kräuselwellen des Sees erzitterte, da kam es fast wie Trost über die Frau des armen Sennen und in ihrer Seele dämmerte, wie ein junger Tag, der Glaube, als müsse aus dem Goldstück des Zwergleins ein verborgener Segen keimen. Allein wie es wieder dunkel

ward über dem Wasser, sobald eine Wolke den Mond verdeckte, so wurde es auch wieder dunkel in ihrer Seele und wenn sie nach Gründen ihrer Hoffnung fragte und keine fand, da schien es ihr eine pure Unmöglichkeit, daß sie gerettet werden könnten oder es wäre denn, an was sie glaubte, durch Wunder und Zeichen. Spät erst ging die Sennenfamilie in die Hütte hinein, jedoch nicht, um zu schlafen, sondern um auf ihrem Heulager des Kummers Thränen freien Lauf zu lassen. Der letzte, der sich zur Ruhe legte, war der arme Senn; schwer lag auf seiner Seele, was er gethan hatte und unwillig und verbittert in seinem Gemüthe warf er das Geldstück des Zwergleins auf den hölzernen, von vier schiefen Beinen getragenen Tisch und verschwand unter seiner Heudecke. Allein auch ihn floh der Schlaf und wie Nachtschattengespenster stiegen die trüben Bilder der Zukunft vor ihm auf und wenn er auch zuweilen noch der alten Sage von dem glückbringenden Bergmännlein gedachte und einige Lichtschimmer von Hoffnung in seiner Seele aufzudämmern schienen, so waren das nur wechselnde Wellenbewegungen eines von Furcht und Hoffnung in der Irre geschaukelten Gemüthes, die wohl seine Seele bewegen, aber nicht beruhigen konnten; denn morgen war ja der erste Tag, an dem er die Milch seines „Brüneli" entbehren mußte und in dem Hüttlein, das so manches Jahr in Lust und Freude seine Sommerresidenz gewesen, lebte er von heute an ja nur wie zur Miethe. Als endlich gegen Morgen schon auf einen Augenblick sich seine müden und beschwerten Augenlider zum Schlafe senkten, schreckte und

marterte ihn noch ein wirrer, böser Traum. Er stand, wie es ihm vorkam, am Ufer des Sees, dessen Kräusel-wellen vom frischen Morgenwinde bewegt, murmelnd sich am Ufer brachen und lautlos wieder zurückrollten. Die mit Alpenrosen reich geschmückten Stein-Inseln spiegelten sich vor ihm in der grünlichblauen Fläche und von den den See begrenzenden Felsenhöhen tönten fröhliche Lieder glücklicher Menschen hernieder. Rings um ihn herum weideten im blumenduftigen Grase die prächtigen Rinder und Kühe seines reichen Nachbars. Er lauschte ängstlich dem lieblichen Glockenspiel und seine Augen suchten sein liebes „Brüneli“ mit der dumpftönenden Schelle und da er's nicht fand, fiel ihm erst recht schwer auf's Herz, was er gethan hatte. Er sah, daß nicht nur sein schwer vermißtes „Brüneli“ fehlte; weg und verkauft waren auch seine Ziegen, weg war seine elende Hütte und an ihrer Stelle stand ein neuer, prächtiger Melkstall und vor Wehmuth und Schmerz traten ihm die Thränen in die Augen. Er suchte sein Weib und seine Kinder; sie waren nicht da, sie waren ausgezogen mit der Hutte am Rücken, um von Hütte zu Hütte sich Almosen zu erbetteln und irgend-wo Obdach und Unterkunft zu finden. Nun betrachtete er sich selbst und wurde mit Schrecken gewahr, in welch' bedauernswürdigem Zustand er dastand. Seine durch-löcherten Schuhe hingen kaum noch an seinen nackten, kothigen Füßen; seine Kleider flatterten in Fetzen und Lumpen um seinen Körper herum und durch die vielen Löcher seines Lederkäppleins strebten gleich Gerstenähren seine ungekämmten Haare empor. An all' diesem Un-

glück, so däuchte es ihm, war einzig und allein sein unglücklicher Handel mit dem Zwerglein schuld. Konnte dieser Zwerg nicht ein Dämon, ein Betrüger sein. Wie oft schon hatten ja die Zwerge, wie viele Sagen meldeten, dem Menschen auch schlimme Streiche gespielt und sie in's Verderben gelockt. Wie es zu jeder Zeit gute und böse Menschen auf der Welt gab, so gab es vor Zeiten auch gute und böse Bergmännlein und zu seinem Unglücke war er sicher in die Hände eines dieser letztern gefallen. Plötzlich fing ihn an der Hunger zu quälen und seine nur halb bedeckten Glieder schlotterten vor Frost. Das Maß seines Unglücks war voll, sein Muth gebrochen, selbst der Strohhalm der Hoffnung war ihm versagt. Mit einem Schrei der Verzweiflung rüstete er sich zum Sprunge in's Wasser; aber, wie er springen wollte, fühlte er sich rasch von einer Hand ergriffen, umklammert und zurückgehalten. Er schlug die Augen auf und vor ihm stand seine weinende Gattin, die ihn mit bekümmerter Seele fragte, wovon er so schrecklich geträumt habe. Es war gerade Sonntag Morgen. Durch die runden, theils vor Alter blinden, theils zerbrochenen und papierenen Scheibchen des kleinen, niedrigen Stübchens drängten sich mit Mühe die Sonnenstrahlen und erzeugten auf dem Tische, auf den am Abend zuvor der arme Senn das Geldstück des Zwergleins geworfen hatte, einen eigenthümlichen, röthlichen Schimmer. Welch' eine Ueberraschung; welch' eine Kehrseite des Traums! Um das Goldstück des Zwergleins herum lagen in Form eines siebenzackigen Sterns sieben glänzende Goldstücke.

III.

Viele, viele Jahre nach diesem Sonntagsmorgen auf dem Seeberg stand im Thale von Zweisimmen mitten in einer prächtigen Wiese ein einfaches, aber hübsches und geräumiges Landhaus. Vor demselben weideten im üppigsten Grase einige zwanzig Kühe, alle von Farbe rothschäck bis auf ein einziges, kleines, braunes Kuhlein, das mit seiner dumpfen Schelle am Halse eigenthümlich genug unter den stolzen, mit weithintönenden Glocken gezierten Rinderschäcken dastand. Wer war der Besitzer dieses schönen, von so viel Wohlstand zeugenden Heimwesens? Es war Niemand anders als der arme Senn am Seebergsee, welcher dem Zwerglein um ein Goldstück sein „Brüneli" verkauft hatte. Aus dem Goldstück des Zwergleins floß ein wunderbarer Segen. Jeden Sonntagmorgen, wenn der arme Mann nicht vergaß, das Goldstück auf den Tisch zu legen, lagen in Form eines siebenzackigen Sternes um das räthselhafte Goldstück des kleinen Käufers herum die sieben Goldstücke und aus dem armen Manne wurde nach und nach ein Reicher. Und wie merkwürdig! Sieben Goldstücke und stets nur an einem Sonntagmorgen, nie an einem andern Wochentage. Vom Tage des Herrn floß der Segen aus auf alle übrigen, ein Fingerzeig für den Verkäufer des „Brüneli": „Vor dem da droben steht gebückt, der helfen kann und Hülfe schickt." Wie sich die Goldstücke mehrten, schwand auch seine Armuth und seine Muthlosigkeit; aus seiner kleinen Ziegenheerde wurde eine stattliche Rinderschaar und

aus seiner zerfallenen Hütte am Seebergsee ein hübsches, wohnliches Haus auf der Zelg und für das verlorene Weidrecht am Seeberg entschädigte ihn nun die schöne Zelgmatte, von der jedes Frühjahr und jeden Spätherbst der Abendwind ein so heimisches Heerdenglockengeläute in's nahe Dorf von Zweisimmen hinübertrug. Allein der wachsende Reichthum machte den einst so Armen nicht im geringsten hochmüthig und dummstolz. Jeden Abend, jeden Morgen dankte er mit aufrichtigem Herzen seinem Schöpfer für das so merkwürdig und unverhofft ihm zu Theil gewordene Glück und damit er sich stets seines geheimnißvollen Wohlthäters, des Zwergleins erinnere, durfte unter seiner Viehheerde nie ein „Brüneli" mit dumpfer Schelle fehlen. Wie weh unverschuldete Armuth thut, hatte er bitter genug erfahren, darum wurde er jetzt als reicher Mann ein Vater der Armen und Bedrängten und ob auch keine Chronik, kein Geburts- und Todtenregister seinen Namen nennt, sein Andenken blieb im Segen und lebt in der Sage noch fort bis auf den heutigen Tag. Mit seinem Todestage verschwand aber auch das räthselhafte Goldstück auf immer vom Sennentische und Niemand wußte zu sagen, wohin es gekommen sei; allein wie oftmal auch man den nämlichen Versuch mit einem andern Goldstücke wiederholte, stets mißlang derselbe und das am Sonnabend hingelegte Goldstück lag Sonntag Morgens allein auf dem Tische. Doch der Segen war die langen Jahre hindurch reichlich genug geflossen, um sich als Reichthum auf Generationen hinaus auf Kind und Kindeskinder des armen Seebergsennen zu vererben.

Ein ganz anderes war dagegen das Schicksal des Reichen. Als er sah, wie das Goldstück des Zwergleins in den Händen des Armen zu einer nie versiegenden Quelle des Segens wurde, zerkratzte er sich verdrießlich die Haare und die Worte des Bergmännleins: „Gruwe b'häbe, gruwe verchuft, ändert oft g'schwinder, as ma durs Für luft", summten ihm Tag und Nacht um die Ohren und nie konnte er sich's vergeben, daß er so, wie er meinte, ein Schafskopf gewesen sei. Gleichwohl wollte er sich aber von seinem einst so gering geschätzten Nachbar nicht überbieten lassen und suchte nun durch unverständigen Aufwand denselben in den Schatten zu stellen. Wie er bliesen auch seine Söhne und Töchter die Trutzpfeife und aus dem reichen Seebergsenn wurde mit den Jahren ein armer. Seine schöne Alp wanderte endlich in die Hände des Nachbars und zuletzt — das Schicksal ist oft wunderlich und bitter — blieb ihm nur von seinem einst so stolzen Sennthum ein kleines, braunes Kuhlein mehr, das er nur nothdürftig zu ernähren vermochte. Wie gerne hätte er jetzt dasselbe, wie einst sein unglücklicher Nachbar das seine, um eine Goldmünze verschachert; allein das viehkaufende Zwerglein erschien nicht wieder, wie sehr er auch bis an sein Lebensende dessen Wiederkehr hoffte und glaubte.



II.

Die Zwerge auf dem Froßmattberg.

Zwischen dem Fermelthal, das mit seinen Ahorngruppen sich so freundlich still um den Fuß des stolzen Albrist schlingt, der Bäuert Schwenden in Diemtigen und der Gemeinde Zweisimmen liegt die von der Sage so reich umspielte Gebirgsgruppe der Spielgärten oder Spillgerten, wie sie heutzutage und wohl auch richtiger genannt wird. Von Schwenden aus gesehen erhebt sich die Spillgerte aus einem mächtigen Felsenmassiv gleich einem Zeigefinger kühn in die Luft empor und ringsum bilden jähabstürzende, theils überhängende Felswände, an deren Fuß mächtige Geröllhalden, Zeugen einer stetig fortschreitenden Verwitterung, lagern, ihren weiten, vegetationslosen Riesenmantel. Als von ihr beherrschte und dieselben überragende Trabanten stehen ihr zur Seite, im Osten das Rothhorn, im Nordwesten die sog. vordere oder kleine Spillgerte, im Südwesten das Körbelihorn, die Brunnenfluh, die aussichtsreiche Mieschfluh und das Ganthorn; alle wild und zerrissen und ein Lieblingsaufenthalt der Gemsen, die sich, wie die Sage von Rüeggispfad meldet, oft auf kaum handbreiten Felsengesimsen vor dem tödtlichen Blei des Jägers retten müssen. Da, wo am steilen Hang die Felsennelke, die Alpenaster und das Edelweiß den kühnen

Steiger anlocken, da sieht man sie oft in Rudeln weiden und leicht gelingt es zuweilen, sich auf Steinwurfsweite an sie heranzuschleichen, um die lieben Thiere, die die Hand der Obrigkeit, damit sie nicht ausgerottet werden, vor dem Eigennutz der Jäger schützen muß, nach Muthlust zu betrachten. Die Spitze der Spillgerte, ringsherum von schauerlichen Abgründen umgeben, galt bis in jüngster Zeit, wo die kühnen Pionire der Alpenklubistik so Großartiges geleistet haben, für unersteiglich. Wohl ging im Volksmund die Sage herum von einem Jäger, der zwar auf die Spitze gelangte, allein dann den Rückweg nicht fand und droben bleiben und verhungern mußte, weil in dieser Felsenwüste sein Hülferuf ungehört verhallte. Sein Büchsenrohr sei später von einem nicht weniger kühnen Nimrod droben gefunden worden. Einem Bürger von Bettelried, zubenannt das „strub Christi", einem kühnen und verwegenen Felsengänger, sei es nach entsetzlichen Anstrengungen und Gefahren gleichfalls gelungen, diese trotzige Felsenwarte zu erklimmen; allein weder das Messer, das er droben ließ, noch das Büchsenrohr seines frühern Kollegen, noch irgend welche Spuren einer frühern Besteigung wollten sich vorfinden, als am 17. Juli 1877 die Herren Markus v. Steiger und die Gebrüder Eduard, August und Max Müller, alles Touristen und Mitglieder der Sektion Blümlisalp des S. A. C., vom Wildgrimmi aus die große Spillgerte innert 13 Stunden (Auf- und Abstieg inbegriffen) nach einer mühseligen Kletterparthie erklommen und oben eine Fahne aufpflanzten, die weithin sichtbar war. Seither ist auch Wildhüter und Führer

Hr. Christian Jaggi in Lenk mit Touristen droben gewesen; allein ohne Gefahr und große physische Anstrengung kann selbst von schwindelfreien Alpengängern die Spitze unsers simmenthalischen Matterhorns nicht betreten werden. Es ist allbekannt, daß die Volksanschauung der alten Zeit solch' unzugängliche Stein- und Felsenwüsten gerne — denn das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind — mit geheimnißvollen Wesen und Geistern bevölkerte und deßhalb umspielt auch wie die Gsürgruppe zu hinterst im Diemtigthal, die stolze Spillgerte ein Sagen-Cyklus, aus dem wir den freundlichen Lesern und Leserinnen eine Probe mittheilen wollen.

Am nördlichen Fuß der Spillgerte liegt hoch oben neben dem Alpetli und auf der Grenzscheide zwischen den Gemeinden Diemtigen und Zweisimmen der Frohmattberg. Er gleicht in seinem schönsten Theile, dem Läger, allerdings einer mit Sennhütten bedeckten Matte und daß man da oben auch wirklich froh sein kann, das sollte man meinen, wenn man zur Sommerszeit von den senkrecht abgeschnittenen Felsen der benachbarten Spillgerte die Jauchzer und Jodler und die Lieder der Sennen und Sennenbuben, welche als sogenannte „Statter" das Vieh zu Grate treiben, zurückschallen hört. Der oberste Theil dieser Alp, „auf dem Pfad" genannt, wo die Fluhlerche und das Felsenhuhn über einer viele hundert Fuß hohen, nach dem Alpetli lothrecht abfallenden Felsenwand in kühnem Fluge schweben, wurde nämlich nur

unter Aufsicht von Statterbuben befahren, welche das Vieh dort wie in einem Garten von „Muttern“ und „Adelgras“ zu weiden und vor dem Hinabstürzen zu hüten hatten. Zu oberst an dieser Felswand, über deren schauerlichem Abgrunde die Buben oft nur wie zum Spiele und um ihre Schwindelfreiheit zu erproben, einen Fuß und einen halben über die Felskante hinausmaßen und, wie man sagt, nur auf einer Ferse standen, befindet sich an einer Stelle ein kurzes, abwärts führendes, schmales Fluhband, das in einer kleinen Balme oder Felsenniſche endigt. Hier hinab wagten sich oft die Verwegensten, um an den Felsen der Balme mit Röthel oder Rothstift ihre Namen anzuschreiben. Nun traf es sich einmal, daß ein armer Sennenbub eine hochmüthige, begüterte Sennerin lieb gewann, die aber mit ihm nur ihr neckisches Spiel trieb und ihm einmal, damit er ihr ein Zeichen gebe, wie lieb er sie habe, die wenig überlegte Forderung stellte, ihren Namen in der Pfad-Balme an die Felswand zu schreiben. Der Arme blieb das Zeichen seiner thörichten Liebe nicht schuldig. Früh an einem Sonntagsmorgen verschwand er ohne Abschied aus der Hütte und Abends brachten ihn auf einer aus Aesten und Zweigen gebildeten Tragbahre zwei Alpetli-Schafhirten auf die Frohmattalp zurück; sie hatten ihn, an allen Gliedern zerschmettert und fürchterlich zugerichtet, todt unten an der Felswand gefunden. Als man in der Balme nachsah, fand man richtig an der Felswand in den drei Buchstaben S. K. M. den Namen des Mädchens, das ihn verschmäht und mit seiner Falschheit in den Tod getrieben hatte; den Rothstein, womit er mit

zitternder Hand den so lieben Namen anschrieb, fand man noch in seinen Kleidern. Nach dieser Episode nun zur Sage. In den Nischen und Felsgrotten dieser Alp, den Tag über der Alpenrosen- und Edelweißgärten wartend und dem Sennenvolke allerlei Dienste leistend, wohnten vor uralter Zeit viele, niedliche, freundliche und überaus flinke und geschickte Zwerglein. Tag für Tag strichen sie um die Hütten der Sennen herum; bald holten sie Holz tief aus dem Walde herauf, bald frisches Wasser von der Quelle, oder hüteten des Nachts die Heerden vor Gefahr und halfen mitunter als sog. Hüttenknechte in den Sennereigeschäften und empfingen dafür von den dankbaren Sennen manche Schüssel voll süßen Rahm oder Käse und Butter zum Lohn, was sie dann mit Blitzesschnelle für ihr junges Volk in ihre Grotte trugen. Einmal nun trug es sich zu, daß auf diesem Frohmattberge ein wohlhabender Mann mit einer aus vielen und schönen Stücken bestehenden Heerde eine Sennerei betrieb und gleichfalls von dem allezeit dienstfertigen Zwergvolke dabei unterstützt wurde. Im Thale drunten besaß nun aber dieser Mann in Rücksicht auf seinen zahlreichen Viehstand nur wenig Land und mußte daher alle Jahre für das Vieh, daß er nicht verkaufen konnte, ziemlich viel Winterfutter kaufen. Gab es viel Heu, so war die Nachfrage gering, die Preise standen nicht hoch und der Senn vom Frohmattberg fand seine Rechnung. Allein gerade in dem Jahre, von dem die Sage meldet, war infolge sömmerlicher Trockenheit das Futter völlig mißrathen, der Handel ging schlecht und mit schwerem Herzen dachte der Mann an die noch

schwerere Geldsumme, deren er zur Beschaffung seines nöthigen Winterfutters bedurfte. Es nahte der Herbst und mit ihm die Abfahrt in's Thal. Traurig gestimmt saß er daher eines Abends unmittelbar vor der bevorstehenden Thalfahrt auf seinem Melkstuhl vor der Hütte und überdachte und planisirte, was er thun und was er nicht thun sollte, denn morgen sollte er nach Zweisimmen hinabsteigen und trachten rechtzeitig und vortheilhaft seine Heueinkäufe zu treffen. Allein wie lange er auch rechnete und mit seiner Kreide auf einem Balkenstücke seine einfachen, blos aus Strichen und Kreuzen bestehenden Operationen darzustellen suchte, ein Profit wollte sich nirgends zeigen und ohne großen, ökonomischen Nachtheil war mit dem Winter nicht auszukommen, das sah er wohl ein. Unzufrieden mit dem Ergebnisse seines Calculs wollte er aufstehen und in die Hütte hineingehen. Siehe, da trat ganz unerwartet ein Zwerglein zu ihm in prächtiger Kleidung und mit einer Krone auf dem Haupte, die von glänzenden Edelsteinen strotzte und redete freundlich ihn folgendermaßen an: „Lieber Mann, du hast uns Zwerglein schon so viel Gutes gethan, laß uns jetzt dir auch einmal einen Dienst erweisen. Ueberlasse mir diesen Winter dein Vieh; am künftigen Nikodemus-Tag sollst du's wieder gesund und wohlgenährt in Empfang nehmen. An diesem Tage steige früh herauf auf die Alp und wenn du dann dein Vieh von Weitem kommen siehst, so hüte dich nur, irgend eine Kuh bei ihrem Namen zu nennen, bis dieselbe auf der Alp angelangt ist; thust du das, so soll's dein Schade nicht sein.“ Voller Freude willigte der

Senn in diesen für ihn so vortheilhaften Vorschlag und war ohne Mißtrauen, trotzdem er sich's nicht recht vorstellen konnte, wie und auf welche Weise das Zwerglein sein Versprechen werde halten können. Am Abfahrtstage nahm das Zwerglein das Vieh in Empfang und der Eigenthümer desselben schritt langsam den Bergweg herab, noch oftmals sich umwendend und nach seiner Heerde zurückblickend, die sich auf dem abgegrasten Läger in lustigen Sprüngen herumtummelte. Dem guten Manne wurde aus leicht begreiflichen Gründen der Winter schrecklich lang und er konnte gar nicht glauben, daß die Zeit wirklich Flügel habe. Auch der Nikodemustag, wie sehr er ihn heranwünschte, war ihm eines geheimen, nicht laut gewordenen Zweifels wegen gleichwohl ein Zeitpunkt nicht geringer banger Befürchtung; denn was sollte aus ihm werden ohne seine Viehheerde, die den größten Theil seines Besitzthums ausmachte. Endlich, denn endlich bleibt nicht ewig aus, erschien der festgesetzte Tag und früh Morgens stieg der Senn, der Worte des Zwergleins gedenkend, hinauf auf die Alp, wo Alles noch auf grüner Trift in Grabesstille lag. Wie er so zweifelmuthig über eine halbe Stunde lang im Lägergras herumgetrippelt war, hörte er auf einmal ein vielstimmiges Hojen und Holejen und ein weithin schallendes Gelocke mit Ho — sä — sä, ho — sä, sä, chum, chum, ho, sä, sä! und wie er die Augen aufschlug, gewahrte er mit nicht geringem Erstaunen, wie sein Vieh über die scharfe Schneide der Spillgerte herabkam, so daß er den Thieren unter dem Leibe durch den blauen Himmel erblicken konnte. Voran schritt das bekrönte Zwerglein, dem er sein Vieh anvertraut hatte, von Zeit zu Zeit

nach Sennenart zurückschauend und mit seinem: Ho, sä, sä; ho ho, sä, sä, sä! die Thiere heranlockend. Hinten nach folgten andere Zwerglein, welche auf kleinen Reflein die Winternutzung herantrugen und mit ihrem: Hoi, ho ho ho! einen solchen Lärm verführten, daß die Felswände der Spillgerte davon widerhallten. Anfangs graute dem Manne ob dieser nie gesehenen Abfahrt und er glaubte, es werde Alles zu Grunde gehen. Als er aber sah, wie die Thiere ohne jeglichen Unfall mit lautem Muhen lustig daherkamen, vergaß er dann in der Freude seines Herzens das Verbot des Zwergleins und rief so laut er konnte: „Ho ho! der Gäbel ist imel no alla zwäg!“ Allein kaum waren diese Worte seinen Lippen entschlüpft, so stürzte der „Gäbel“, die schönste und beste Kuh seiner Heerde, in die Tiefe und lag zerschmettert unten an der Felswand. Nun wußte der nicht wenig erschrockene Senn, daß Mundhalten und Schweigen gut ist; allein leicht verschmerzte er den Verlust der schönen Kuh, als er sah, wie fett und schön und mit welch' strotzenden Eutern die andern alle auf der Alp anlangten und wie ging ihm erst das Herz mit Danken und Frohlocken auf über den reichen Wintersegen an jungen Kälbern und Kühen, so daß er kaum wußte, wie und wo er das Alles unterbringen sollte. Die Zwerglein verschwanden zwar bald nachher und zogen sich, von bösen Menschen verscheucht, in die Schluchten und Klüfte des geisterhaften, goldbergenden Blasenbergs hinauf; allein der Segen, den sie dem dankbaren Frohmattsennen gebracht hatten, wirkte noch auf Jahre hinaus und wer ein schönes Sennthum sehen wollte, wußte wohl, wohin er sich wenden sollte.

III.

Peter, der Geißhirt von Bunschen.

Aus der Vorzeit dunkeln Schlacken,
Schält sich los manch' gold'ner Kern;
Um gebroch'ner Thürme Zacken
Wandelt noch die Sage gern.

Der Fremdling, der heute zwischen Weißenburg und Boltigen in der Post fährt, oder auch zu Fuß wandert und sich herzlich langweilt über die nie endenwollenden, dem Flußbett der Simme nachschleichenden, die Thalsohle nie verlassenden Straßencurven, wird sich kaum beifallen lassen, welch' liebliches Gelände über dieser einförmigsten Stelle des Simmenthals sich ausbreitet und vor alten Zeiten, als die Straße noch den Menschen nachging und sie aufsuchte, den Wanderer mit seinen blumenreichen Weilern und Gehöften entzückte. Wie reizend ist nicht der Weg, der von der Dorfkirche von Oberwyl über Bunschen nach dem Weißenburgbad, oder rückwärts über Zelg und Wüstenbach nach dem Wirthshaus in der Enge führt. Gar mancher Wanderer, der an einem heißen Sommertag die Thalstraße daherkeucht, mit brennenden Füßen den Staub aufwirbelt und alle Augenblicke die Uhr zieht und das schmucke Boltigen heransehnt, könnte sich, anstatt einer solchen Wanderlast, ein überraschend schönes Vergnügen erspazieren, wenn er von Weißenburg rechts abkehrend,

entweder den steinalten Weg über das sogenannte Krauch=thal, oder aber den mit moderner Kunst verschönten über Bunschenbad und Bunschen wählte. Wie heimelig flüstert das glänzende Buchenlaub, wenn man, um das Bad zu erreichen, den breiten, nach der Bunschen=schlucht führenden Waldweg, eine saubere, bequeme Straße, hinansteigt. In unzähligen kleinen Abstürzen braust links in der Tiefe der Bunschenbach hernieder; die Felsen drängen sich zusammen und ragen empor, immer enger und düsterer wird die Schlucht und dem emporblickenden Auge drängt sich der Himmelshorizont in einen immer enger werdenden Kreis zusammen und fast scheint es dem Neuling, als müsse dieser Weg entweder nach dem Eingang der Unterwelt oder — nach Delphi führen. Und wirklich, er führt auch nach Delphi. Zwar allerdings nicht nach jenem Delphi des klassischen Griechenland, wo aus des Priesters Mund ein doppelzüngiger Orakelspruch den mit Gold beladenen Frager bethörte; wohl aber nach jenem Delphi, wo der Priester der Menschenheilkunde mit weisem Rath den in seinem theuersten Gute, der Gesundheit, be=drohten Gast auf den Weg der Genesung leitet. Kaum ein Bad der Welt hat eine so romantisch stille, waldes=düstere, ernste Lage wie Weißenburg und der Aus=spruch jenes bekannten Zweisimmers, er möchte nirgends lieber sterben, als im Weißenburgbad, denn von da hätte seine Seele keinen andern Ausweg, als gerade nach dem Himmel hinauf, hat angesichts der den stillen Ort umschließenden Felsen, wenigstens nach der komischen Seite hin, seine Berechtigung. Einen Schritt noch und

die Wildniß wird zum Blumenparadiese. Was doch eine einzige, segenspendende, dem Schooß der Erde in der schauerlichsten Einsamkeit entspringende Quelle nicht Alles vermag! Wohin sich kaum in alter Zeit der Fuß des Jägers wagte, wo Hifthornruf und Hundegekläff allein das Wild des Waldes scheuchte, da findet man nun palastartige Gebäude, freundliche Lusthäuschen, zierliche Blumengärten, springende Quellen und schattige Spaziergänge, von denen ein wunderschöner, neuerstellter, vom vordern Bade über die kleine Teufelsbrücke durch Waldeshang und Buchenhallen nach dem nahen Bunschen führt. Von Bunschen weg über Oberwyl, Zelg und Wüstenbach, wo der Weg sich senkt und wieder in die Thalstraße mündet, oder sich auch etwas anwärts steigend über den Eichstalden, links die Burgruine Simmenegg, bis nach Boltigen hinzieht, wird dem Wanderer die Zeit nimmer lang. Vom Thal herauf, das vor seinem Blicke mit seinen Häusern und Baumgruppen sich mächtig ausweitet, streicht ein erfrischendes Lüftchen durch seine schweißfeuchten Locken und über immer neuen, seine Blicke fesselnden Bildern ländlicher Einfachheit und Schönheit wird er kaum gewahr, wie mühelos und leicht er auf diesem Wege eine Wegstrecke überwunden, die ihn sonst, auf der Thalstraße zurückgelegt, so oft verdrossen hat. An diesem soeben beschriebenen Wege liegt etwa eine kleine Viertelstunde vor der Bunschenschlucht das schon genannte, aus heimeligen Holzhäusern bestehende Dörfchen Bunschen. Daß es daselbst heute anders aussieht, als zur Zeit unserer Sage, werden die freundlichen Leser natürlich

finden, trotzdem wir uns in den meisten Fällen die Verhältnisse der alten Zeit von denen der unsrigen zu verschieden denken. Nicht jedes Ding altert so schnell und steht als Wrack am Wegbord des Lebens wie der stolze, hinfällige Mensch; denn unter dem Gezweige eines einzigen Baumes können sich Generationen im Schatten wiegen. Hier an sonniger Halde, näher der Bunschenschlucht, stand vor längst entschwundener Zeit ein kleines, einstöckiges Häuschen, in dem eine hochbetagte Frau mit ihrem Großsohne Peter in stiller, glücklicher Zurückgezogenheit lebte. Peter's Eltern waren längst dahin; der schwarze Tod, der wie ein unheimlicher Luftzug über das Thal strich, hatte sie weggewischt, als Peter, der nun unter den Thränen und der gewissenhaftesten Obsorge seiner Großmutter nach und nach und, wie man sagt, bei Milch und Brod zu einem stattlichen Jünglinge heranwuchs, noch in der Wiege lag. Neben dem Häuschen befand sich ein kleines, sonniges Gärtchen, das, mit Gemüse und Blumen bepflanzt, der alten Benedikta ihre Freude war und unter ihren sorglichen nie müden Händen, als wenn ein segnender Genius darüber wachte, vom Frühling bis in den Winter unaufhörlich ihr seine Gaben in den Schooß warf. Zwei Ziegen, die im Sommer der Hirt auf die Weide trieb, und die sich während der Winterszeit von dem an den Hängen der Berge mühsam gesammelten Wildheu ernährten, gaben die nöthige Milch und Holz spendete der nahe Wald in Hülle und Fülle. Als aber die Tage sich einstellten, von denen man so gerne sagt, sie gefallen mir nicht, wurde der Mutter Benedikta der

Weg zum Wildheu zu weit und die mit Holz und Reisig beladene Hutte zu schwer und der folgsame Peter, der bis dahin der Großmutter nur als Helfer und Begleiter zur Seite gestanden war, trat nun als Erwachsener an ihre Stelle und sie blieb fortan zu Hause und besorgte das kleine Gärtchen und die einfache, jener Zeit und ihren Bedürfnissen entsprechende Haushaltung. Unweit vom Häuschen der Mutter Benedikta entfernt lag wohlgefällig zerstreut die Ortschaft Bunschen, deren meist wohlhabende Leute die alte Frau und ihren Liebling Peter gar wohl kannten und Beide ihres bescheidenen und dienstfertigen Wesens wegen auch liebgewannen. Kaum hatte der alte Ziegenhirt auf dieser Erde seine Stelle quittirt, so wanderten die Insignien seiner Macht und Gewalt über das Ziegenheer in die Hände des braven Peter. Wie fröhlich trieb derselbe jeden Morgen zur Sommerszeit seine Ziegen die lange Gasse dahin, vor jedem Hause seiner von Schritt zu Schritt wachsenden Heerde die von der Krippe losgebundenen Thiere einverleibend. Vor dem Häuschen seiner lieben Großmutter stieß er zuerst in sein mächtiges, weithintönendes Ziegenbockshorn, das er an einer Schnur über die rechte, seinen Brodsack auf gleiche Weise über die linke Schulter hing. Wenn sein Horn erklang und seine Geißel knallte, wurde es vor den Häusern seiner Nachbarschaft lebendig und das wohlbekannte Gemecker und das Geklingel der Schellen und Glöcklein war den Leuten ein nie fehlendes Zeichen, daß der lustige Bunschenpeter mit seiner Heerde im Anzuge war. Wie wohl ward ihm in Wald und Flur, auf Fels und

Grat bei seiner Hutschaft. Während die Ziegen am steilen Hang durch die Bergerlen und Alpenrosensträucher grasend dahin zogen oder im Waldesschatten Schutz vor den Strahlen der Sonne suchten, war Peter's goldene Zeit. Für seine Großmutter trug er dann Holz zusammen für den Winter, band ihr aus Heidekraut und Birkenreisig zierliche Besen, grub für sie und andere Leute heilkräftige Wurzeln, wie Gärist und Bibernell, aus der Erde, schnitt als Theekraut die wilde Wermuth und die Schafgarbe und wie manchen mächtigen Strauß, gepflückt unter den Königstöchtern der Alpenflora, trug er nicht, wenn er Abends jauchzend und singend von seinen lieben Bergen in's Thal stieg, in dieses oder jenes Haus, wofür ihm dann, denn solche Dienste bleiben von den Frauen nie unbelohnt, entweder für ihn oder seine Großmutter ein Stück alter Käse, ein „Rüppstücklein" oder auch ein Sack voll gedörrter Kirschen, Zwetschgen oder Schnitze zu Theil wurde. Es war das aber auch nöthig, denn die alte Benedikta wurde immer noch älter und folglich auch schwächer und gebrechlicher und die Sorge für den Hausstand fiel endlich gänzlich auf die Schultern des Geißhirten und von dem kärglichen Hirt- oder Hüterlohn gab's immerhin bei aller Einfachheit, denn die Winter im Simmenthal waren meistens lang und schwer, nur kleine Bissen und Bruder Schmalhans saß trotz den bescheidensten Ansprüchen nicht selten als Gast und uneingeladen mit ihnen zu Tische. Allein da, wo das Herz fröhlich ist und der dankbare Mund auch für die kleinste Gabe ein „Vergelt's Gott" hat, da wird nach

des Propheten Wort das Mehl im Sad nicht verzehrt und dem Oelkrug darf nichts mangeln. Peter's Fleiß und stets zufriedene, fröhliche Stimmung, die selbst ein Regentag, der ihm sein übergeworfenes Ziegenfell und seinen breit herabhängenden Hut wie Fließpapier durchtränkte, nicht zu trüben vermochte, ließen die pflichttreue Benedikta ganz vergessen, daß sie an der Schwelle stand, über die man stets nur einen Schritt vorwärts, aber nie einen zurückthut.

In Bunschen gab es zu dieser Zeit noch zwei Häuser, welche mit dem Leben und Schicksal dieser so wenig beachteten Geißhirtenfamilie in einer solchen Berührung standen, daß sie auf einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit und zwar mit vollem Rechte in Anspruch nehmen dürfen. Das eine davon — es lag gerade an der Gasse, die Bunschenpeter jeden Abend und Morgen mit seinen Geißen durchzog — gehörte dem reichsten Manne der ganzen Thalschaft und das andere weiter oben, ganz am Walde, in der Richtung nach der „Mieschceren" zu, war bewohnt von einer Kräutersammlerin, einer Wittfrau, die mit ihrem einzigen Töchterlein, dem hübschen, liebenswürdigen Anneli, ein Leben lebte, wie die verschämte Armuth thut, die arbeitet, leidet und schweigt, bis von der Vorsehung gesandt, die Hand erscheint, die hilft. Im Hause des reichen Marmet am Stutz, das, wie gesagt, am Wege lag, hüpfte leichtfüßig wie eine Gemse und mit Augen wie Frühlingsenzian so blau, die Blume von Oberwyl und Bunschen, die achtzehnjährige Susanna umher. Ihre seidenen Locken hingen ihr wie fließendes Gold in

wallenden Flechten über die Schultern herab und ihrer Lippen Roth und ihrer Wangen Gluth war fast noch heller als die Farbe der Beeren der Daphne. So stand sie da in jugendlicher Schönheit einer aufgeschossenen, vom Rosenroth der Jugendfrische angehauchten Lilie gleich, der Stolz des Vaters und das Kleinod der Mutter. Frauenschönheit ist der Schöpfung Meisterstück auf dieser Erde und die Künstler, die sie würdig darzustellen vermochten, preist die Nachwelt auf alle Zeiten hinaus als klassische Meister; und dennoch war zu jeder Zeit die Frauenschönheit, wenn der Satan des Hochmuths und der Eitelkeit ihr nahe trat, ein zweifelhaftes, kaum beneidenswerthes Glück. Süseli, so heißt der Frauenname Susanna noch heute im Volksmunde des Simmenthals, sollte diese Wahrheit nicht als die erste ihres Geschlechts, aber auch nicht als die letzte erfahren. Wer den Standort einer seltenen Blume erfährt, eilt hin, sie zu bewundern und zu pflücken. Die Schönheit von Marmets Süseli wurde zur Gassenrede und Bunschen zu einem Wallfahrtsort für die Anbeter dieser seltenen, ländlichen Schönheit. Nichts verderbt aber einen jungen, unerfahrenen Menschen mehr, als ein absichtliches mit Schmeichelei gepaartes Lob und die Beine müssen stark sein, die das ertragen können. Süseli Marmet war eine reiche, allein noch junge, kaum entfaltete Menschenblume und gehörte nicht zu den wenigen Starken ihrer jungfräulichen Genossenschaft, die verdientes Lob von gemeiner Schmeichelei zu unterscheiden vermögen. Was man ihr sagte, hielt sie als einfaches Naturkind für wahr und daß sie wirklich

schön war und blumenzart, das sagte ihr ja noch ein ganz anderer, wenn auch stummer Freund — der Spiegel der Eitelkeit. Sobald man eine Sache rühmt und die Nachfrage darnach sich steigert, so wächst auch in gleichem Verhältniß der Preis. Vater Marmet und Mutter Susanna waren keineswegs blind für die Kundschaft ihrer schönen Tochter und die verächtlichen Worte, welche häufig genug am Tische über diesen und jenen Burschen fielen, ließen in Süseli nur zu bald die Meinung aufkommen, daß für sie, die Schönste unter Allen und dazu, was nicht weniger sagen wollte, auch die Reichste im ganzen Umkreis des Simmenthals, kein Freier reich, keiner schön und vornehm genug sei. Einer Liebe nachstreben und Gegenliebe erzwingen wollen, wo Vorurtheil, Beschränktheit und dummer Hochmuth den Weg dazu mit Nadelspitzen und Dornen bepflastert, wäre ebenso nutzlos und unmöglich, wie das Glücksspiel, den linken Schuh über den Regenbogen zu werfen, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Die gehänselten Burschen blieben nach und nach von Bunschen weg und das schöne Süseli stieg immer höher im Preise, bis sich unerwartet schnell ein neuer Bewerber einstellte, der anstatt Geld und Gut, die von Süseli bisher unbeachtete Gabe — die Liebe mitbrachte. Nach diesem kleinen Seitensprunge kehren wir wieder auf die Hauptstraße zurück, zum Haupthelden unserer Sage, zu Peter dem Geißhirten. Was das Loos seiner kleinen Haushaltung noch um so erträglicher machte, war der Umstand, daß während der Sommerzeit nur der Großmutter Mund zu Tische ging und da derselbe wenig

Bedürfnisse kannte und bei Milch und Brod und Gemüse Genüge fand, so bedurfte es für das gute Mütterlein nur der Gesundheit, um mit Fröhlichkeit und Gottvertrauen durch seine alten Tage zu wallen. Der Großsohn, der Geißhirt, der nicht nur das Kind seiner vorsorglichen Liebe, sondern gar oft auch das Kind seiner Sorge war und dem es stets die besten Bissen zuzuschanzen und seine Stirne von den Runzeln des Unmuths zu glätten suchte, ging im Umgang und bei den Bauern zu Tische, deren Ziegen seiner Obhut anvertraut waren. Wer drei Ziegen unter seine Hutschaft gab, hatte ihn drei aufeinanderfolgende Tage früh Morgens und spät Abends zu speisen und ihm für seinen moosbedeckten Mittagstisch im Walde mit einem anständigen Mittagsbrod seinen neben dem gewaltigen Ziegenbockshorn über der Schulter hängenden Sack zu füllen. Wer fünf Ziegen besaß, bei dem war er auch fünf Tage Tischgänger und wenn die Reihe zu Ende war, so fing sie wieder beim ersten Nachbar von Vornen an und ging so fort, bis der Spätherbst der Hutschaft ein Ende machte. Das Mittagsbrod, das Peter stets am Morgen mitnehmen mußte, denn aus den Bergen herab konnte er ja nicht an den Mittagstisch seiner stets wechselnden Kostgeber eilen — fiel, wie zu erwarten stand, gar verschieden aus. Oft wurde seine tuchene Tasche mit Käse, Brod und gedörrtem Obst von den freigebigen Hausfrauen, die es vermochten und auch gerne gaben, so voll gestopft, daß er oft Mühe hatte, sie nur mit seiner Schnur verbinden zu können; oft aber, wenn ihn die Reihenfolge zu Anneli's Mutter oder überhaupt in das Haus der Armuth führte,

beherbergte diese wandernde Speisekammer unseres Bunschenpeters nicht mehr als ein Stücklein oft noch altes, hartes Brod. Ein solcher Ausfall in seinem Mittagsbüdget machte aber den allezeit heitern Peter weder unzufrieden noch verstimmt. Gar oft, wenn er sah, wie schwer die Leute selbst das Wenige entbehrten, nahm er gar nichts und aß dann jedes Mal, wenn die Umstände es erheischten, bei seiner lieben Benedikta, die lieber selbst gehungert hätte, als daß sie es ihrem Liebling, jetzt die Stütze ihres Alters, an irgend etwas, das in ihrem Bereiche stand, hätte fehlen lassen. Droben auf der Alp bei dem fröhlichen Sennenvolke gab's ja für einen arbeitswilligen Geißbuben täglich Arbeit. Bald fehlte es an Wasser, bald an Holz zu der Feuerstatt; bald mußte das Vieh zur Weide, bald von derselben getrieben werden und der Botendienst zwischen Thal und Berg vollzog sich meistens durch den überall gern gesehenen Hirten. Natürlich blieben solche Dienste nicht unbelohnt und wie manchmal brachte der gutherzige Peter den von den Nachbarsfrauen rundgespickten Speisesack seinem Großmütterchen und begnügte sich mit der sogenannten Ziegermilch der dankbaren Sennen. So war Bunschenpeter, der Geißhirt, durch seinen Beruf und seinen Tischumgang sozusagen daheim in jedem Hause seiner Nachbarschaft und das ganze Revier seiner Wirksamkeit war ihm so bekannt, daß kaum ein Weg oder irgend ein versteckter Pfad zu finden gewesen wäre, den er nicht gegangen war oder nicht kannte. Seines bescheidenen und freundlichen Wesens wegen war er in jedem Hause, wo er ein- und ausging, wohlgelitten

und gerne gesehen und es ließen sich's namentlich die Mädchen nicht nehmen, den wohlgewachsenen, von Jugendfrische und Gesundheit strotzenden Hirtbuben, wenn er an ihren Häusern vorbeizog, mit faulen Aepfeln, tauben Nüssen und dergleichen aus sicherm Verstecke neckend zu bewerfen. Für diese Gunst war Peter gleichfalls dankbar und brach seinen ihm wohlwollenden Freundinnen, denen er seinen Brodsack zur Füllung am liebsten anvertraute, von den Wildhängen und Felsengesimsen die schönsten Blumen, band sie zu zierlichen Sträußen und warf diese dann, wenn er Abends mit seiner meckernden Schaar daherzog und seine holden Neckerinnen am Brunnen Wasser holten, zur Wiedervergeltung ihrer tückischen Schalkheit vor sie hin in den Brunnentrog, daß das Wasser emporspritzte und ihnen ihre blühenden Gesichter und die weißen, aufgebauschten Hemdärmel benetzte. Natürlich folgte ihm dann jedesmal als Strafe aus zarten Händen ein Guß Wasser nach, der ihn aber selten traf; ob in Folge seines geschickten Ausweichens oder ob's die Mädchen nicht besser verstunden, bleibt dahin gestellt. So ein rechter Geißhirt voll Herzensgüte und ungekünstelter Wahrheit und Natureinfachheit kam nie in Verlegenheit seinen Freundinnen eine Freude zu machen. War die Blumenzeit vorüber, so kam die Beerenzeit mit ihrer verlockenden Fruchtfülle. Wie gut verstand er es Erdbeeren und Brombeeren, Himbeeren und Heidelbeeren, die in seinem Hutgebiete so reichlich wuchsen, wohlgefällig zu mischen und sie dann in zierlich geflochtenen Körbchen, wozu der Hütbach und der Gutwüschbach die Ruthen liefern mußten, hoch auf-

gefüllt und mit Blumen umsteckt, vor's Fenster zu stellen und sich ungesehen wegzuschleichen. Kein Haus in Bunschen war dem naturfröhlichen Peter zuwider; und doch wie gerne er auch, wenn's die Reihe traf, in alle ging, zwei davon frequentirte er mit ganz besonderer Vorliebe. Das eine davon war das des reichen Marmet am Stutz, das andere, dem genannten so ungleiche, das kleine Häuschen am Waldsaum, worin Anneli's Mutter wohnte. Anneli's Mutter war eine Kräutersammlerin und stieg deßhalb häufig genug in Begleitschaft ihres so einfach schön zur Jungfrau aufgeblühten Töchterleins in die Berge hinauf, um ihre heilkräftigen, sympathischen Wurzeln und Kräuter zu sammeln und daß sich dann Peter, wenn er seine Geißen auf den Weidgang getrieben hatte, zu ihnen gesellte, ihnen half, mit ihnen sein Mittagsbrod theilte und dem erschöpften Anneli, dessen zarte Hände das Wühlen in der Erde nicht gut vertrugen, bald vom Felsschopf Wasser holte, bald eine süße Beere in die Hand drückte und Abends dann die wohlgefüllte Hutte der Mutter nach Hause trug, sind Alles Dinge, die selbst ein Anderer mit einem weniger guten Herzen, als Peter unter dem Ziegenfell trug, auch hätte vollbringen können. Ganz besonders schwer fiel dieser armen Frau und ihrem zarten Anneli der Winter und ohne Peter, der ihnen den Schnee vom Dächlein des Häuschens schaufelte, damit es nicht zusammenfalle, das Eis vom eingefrorenen Brunnen weghackte, zu den Nachbarshäusern den verschneiten Weg bahnte, im Walde das Holz holte und zerscheiterte, wäre er nur schwer zu überstehen

gewesen. Die tausend und aber tausend Dinge, in denen er Handreichung that und so uneigennützig und absichtslos, wie die Sonne ihr Licht leuchten läßt, erzeugten aber in Anneli's Herzen eine Dankbarkeit, die oft genug in unbewachten Augenblicken aus seinen süßen Augen brach und die Peter, wenn er gewollt hätte und weniger blöde gewesen wäre, füglich für ein stummes Geständniß der Liebe hätte nehmen können. Allein weder der süße Strahl, der so rein und klar in seinen freundlich braunen Augen zitterte, wenn es ihm vom Nelkenstocke vor dem Fenster eine Nelke in's Knopfloch steckte, noch das scheue, unstäte, launische, von einer Seelenstimmung in die andere fallende Wesen desselben konnten den urchigfröhlichen Peter gewahr werden lassen, was in Anneli's Herzen vorging. Für seine Dienstleistung nahm er nie etwas an; nicht einmal danken ließ er sich gerne und die einzige Gunst, die er von seiner ihm so zugethanen Freundin sich erweisen ließ, war eine aufgegangene Nelke, die seine Lieblingsblume war, oder ein Stück Zwirn an seine Geißel, mit der er das Echo von den Felswänden des Widdersgrind und der Wankliflub lockte. So blieb dieses Verhältniß jahrelang bestehen zwischen diesen beiden. Anneli vergrub seine stille, unerwiderte Liebe in seinem Herzenskämmerlein unter Hoffnungsgrün und wenn auch seine Neigung zu dem Stillgeliebten, durch die wie oft im Verborgenen geweinten Thränen genährt, wie eine Krankheit täglich zunahm, so gingen die bescheidenen Wünsche seines ergebenen Herzens doch nicht weiter, als einmal seinem Wohlthäter so recht von Herzen

nicht mit Worten, sondern mit Werken danken zu können. Wie oft liegt so nah, was der Mensch wünscht und hofft und gerade dann, wenn er's am Wenigsten glaubt, noch gar oft am nächsten. Der Thränensaat der Liebe entsprießen glücklicherweise nicht nur Grabes-Immortellen und Dornröschen, sondern oft und viel auch Maiblumen der Hoffnung und die Alles nivellirende Zeit bringt ja immer, wie der Simmenthaler sich im Sprichwort so schön ausdrückt: „Geb' Rose, z'erscht Chnöpf." In Marmets Haus am Stutz war Bunschenpeter, wie man sagt, das Kind im Hause und die ihm von Süseli und allen Uebrigen erwiesene Freundlichkeit und unerwartete Vertraulichkeit ließen ihn nach und nach vergessen, daß das hübsche Süseli die Tochter des Reichen und er nur die Waise der Armen war. Wohl war ihm gut genug bekannt, wie Süseli's Ansprüchen noch Keiner genügt hatte und oft genug hörte er den von der Spottsucht der abgewiesenen Hofmacher erfundenen Spottvers:

Süseli am Stutz
Blibt lidig alle Bub-ne z'Trutz;
Es will uf d's Grizimoos
Es würt sim Trascht süst niena los —

citiren; allein gewisse Umstände ließen ihn das Alles wie gerne vergessen. Mit dem Wort „Trascht" faßt der Simmerthaler-Dialekt trefflich zusammen, was Eitelkeit und Hochmuth im Bruderbunde der Dummheit und Anmaßung an Aufwand zu leisten vermögen und es lag auf der Hand, daß dieser Spottvers, der von Munde zu Munde flog und ihm sogar nachgerufen wurde, Süseli's Herz mit Haß gegen dessen Urheber erfüllen

mußte. Nichts natürlicher daher, als daß Süseli am Stutz diesem Verse zum Trutz sich zu rächen suchte und das Mittel dieser Weiberrache sollte, ohne eigentlich böse Absicht gegen das Opfer, Niemand anders als Peter sein. Wer das Menschenherz verstünde, hätte den Stein der Weisen gefunden und könnte füglich Fortunatus Seckel und Wunschhütlein an den Nagel hängen und zu sich selber sagen: Seele, was verlangst du noch mehr! Süseli bedurfte ein Spielzeug um die Spottsucht seiner Neider und nunmehrigen Hässer irre zu führen und um sie recht gründlich zu täuschen und sie glauben zu machen, wie geringschätzig es von ihnen denke und wie wenig es ihnen nachfrage, erhielt zu seinem Unglück der arme Bunschenpeter eine Gunst, die er zu erstreben sonst nie gewagt hätte. Trotz dem Gerede der Leute, die in diesem unerklärlichen Verhalten eine ganz andere Fährte wittern, ging Süseli oft an einem schönen Sonntag zur Sommerszeit mit Bunschenpeter auf die Alp seines Vaters, half ihm die Ziegen vor sich her treiben und erstieg dann unter seiner aufmerksamen Führung die Stockhornscheibe, von der das Auge mit Lustentzücken bald über die zwischen Jura und Voralpen, als das schönste Thal der Welt sich ausbreitende, mit Seen, Dörfern und Städten geschmückte schweizerische Hochebene, bald über den eisbepanzerten, weitgedehnten Alpenkranz, das idyllisch-liebliche „Bödeli“ am Thunersee und das zwischen Niesen und Stockhorn und dem mächtigen Wildstrubel bogenförmig nach Süden sich windende heimathliche Simmenthal schweifend, einer so herrlichen Aussicht genießt. Wenn sie dann da beisammen im

grünen Grase saßen und sie mit freundlichen Blicken ihre Rechte in seine Linke legte und es ohne Sträuben geschehen ließ, daß er gleich der frischen, über die Stockhornkette hinstreichenden Brise mit ihren goldenen, halbentringelten Locken spielen und mit seinen Lippen ihre Hand berühren durfte, da vergaß er wunderschnell, daß er nur Geißhirt und die an seiner Seite Sitzende die Blume von Bunschen, das stolze Süseli war; hier auf dieser so erhabenen Warte, wo die Kirchthürme so vieler Hunderttausende zu ihm heraufwinkten, fielen bei Süseli's Händedruck und unter dem Zauber ihrer himmelblauen Augen in seiner Seele die Schranken des Standesunterschiedes der Menschen und die Flamme einer zwar ungeprüften, ihm selber fast unbewußten Leidenschaft entzündete sein Herz. Mit Alpenveilchen und Gentianen durchflocht er ihr seidenweiches Haar und plünderte den blumenreichen Grat, um seine — Geliebte mit Blumenduft zu überschütten; als sie mit den Alpenvergißmeinnicht, die er ihr in den Schooß warf, ihren Busen schmückte und ihm das schönste davon, als wenn's ein Angebinde sein sollte, in das Knopfloch flocht, da war er zum ersten Mal in seinem Leben dessen bewußt, was man Glück der Liebe nennt. Stieg er dann wieder mit ihr herab und trieb zur Heimfahrt seine Ziegen zusammen, so durchmusterte er noch schnell einen Alpenrosenhang und ein Kränzlein aus Rosen und Vergißmeinnicht umrankte noch zuletzt wie eine Liebeskrone ihren zierlichen Hut. Unter dem Vorwande, daß die spitzen Gassensteine ihr wunde Füße gemacht haben, bot sie ihm dann ihren Arm und vorwärts ging's, Arm

in Arm verschlungen, unter Lachen und Schäckern und vorüber an den Häusern ihrer abgewiesenen Spötter und welche Wonne war es dann für ihr eitles, gefallsüchtiges Herz, wenn sie hinter Fenstern und Thüren versteckt den verkörperten Neid gewahr wurde, daß der arme Bunschenpeter am Arme des blumengeschmückten Süseli, das ja selbst von allen Blumen die schönste war, spazieren gehen durfte. Solche Ausflüge und Spaziergänge, bei denen Peter stets als Führer diente und galt und die den Leuten, ferne davon etwas Anstößiges darin zu finden, nur Anlaß gaben Süseli's Herablassung und Freundlichkeit zu preisen, wiederholten sich zur schönen Jahreszeit öfters und keiner ging vorüber, der Süseli nicht Gelegenheit gegeben hätte seinen Erzürnten die Freude am Spottvers zu verbittern. Auch Süseli's Eltern überhäuften den gegen sie ganz besonders dienstfertigen Peter mit mancherlei Gutthaten und Peter's Herz, in dem sich selbst, wie brav es war, allmälig der Stolz zu regen anfing, wandelte auf Wegen der traurigsten Verblendung. Jeder Blick in Süseli's Augen, jede Gunst, die er von ihr erfuhr, jedes freundliche Wort von ihren Lippen, jeder Fußtritt, der sie in seine Nähe brachte, war Mohnblumensaft, der seinen sonst so hellen Verstand in den Schlaf eines wenn auch noch so süßen Irrthums lullte. Aber welch' eine glückliche Zeit war die Zeit dieses stockblinden Irrthums für unsern Bunschenpeter! Von Fels und Grat früh Morgens bis spät Abends erschollen seine Lieder in's Thal herunter, oder es erzitterten seine Freudenjauchzer an den Felswänden des Widdersgrind und der Scheibe. Den ganzen

Tag, ob er über Felsbänder den Blumen nachkletterte, ob er Wurzeln grub und Besen band, ob er den Sennen von Richisalp und Domeren als Laufbub diente oder im duftigen Alpengrase neben seinen Ziegen lag, stets begleitete ihn auf seiner Seele Grund gemalt das Bild seiner Blume von Bunschen. Ihren Namen schnitt er in die Rinde der Bäume, grub er mit Hammer und Meißel in bemooste Steine, schnitt er mit dem Messer in den grünen Rasen und schrieb er mit Zeichen an die Felswände. Nur für sie grünte und blühte ihm die Alpenflora und wie oft erklomm er im Frühjahr die grausigsten Felsengesimse, um der Goldaurikeln schönste zu holen und wie glücklich war er, wenn er seiner Geliebten in nächtlicher Stille einen aus Alpenastern und Edelweiß geflochtenen Kranz an die Thür hängen oder ein Körbchen mit den verlockendsten Beeren, die sie so sehr liebte, auf ihr Fenstergesimse stellen durfte. Süseli nahm mit vollen Händen, was Peter's Güte brachte, gab wieder mit vollen Händen und war immer freundlich mit Peter, immer lieb und gut, immer gern in seiner Nähe, immer ein Räthsel, das er nicht lösen konnte, immer ein ihm leuchtender Stern in der Ferne, warum hätte der Arglose nicht hoffen sollen?

* * *

Die falsche Lieb' ist Rosenmohn,
Wie reich der Blätterschuß,
Es welkt die stolze Krone schon
Beim ersten Regenguß.

Nach einem langen und trotzigen Winter war's wieder einmal Frühling geworden. Die lieblichen Schnee-

glöcklein hatten ihn eingeläutet und Anemonen, Primeln und Genzianen öffneten ihre farbigen Blüthenkelche, seinen Einzug zu schmücken. Der Kukuk sang im Walde sein einförmiges und doch so gern gehörtes Lied und von den blühenden Kirschbaumzweigen erklang das melodische Gezwitscher der Drosseln und Rinderstaaren. Frühlingsluft und Sonnenschein drangen wieder als willkommene Gäste durch die geöffneten Fenster und Thüren und in den Gärten vor den Häusern formten geschäftige Hausfrauen mit ihren Töchtern zierliche Beete. Der Wüstenbach, der Gutwüschgraben, der Hüt- und Bunschenbach wälzten mit Rauschen und Tosen den in den Bergen geschmolzenen Schnee in schaumigem Wasser zur Tiefe nieder und mit dem Sprudeln und Murmeln der im Dienste des Frühlings springenden Quellen und Bächlein mischte sich das heimische Glockengeläute der weidenden Heerden und was der Winterschlaf so lange im eisig kalten Grabe festgehalten hatte, das summte, brummte, schwirrte, kroch und sprang im warmen Sonnenschein und auf ging wieder die Seele des Menschen wie das knospende Laub im Wald, das seine formenreichen Blätter dem entzückten Auge des Wanderers zur Schau in's Grün gekleidet hatte. Der Frühling gleicht einem reich beflaggten und bewimpelten Schiffe auf dem Ocean, das den am Ufer Harrenden, die sehnsuchtsvoll ihre Blicke nach seinem Maste richten, die lang erwarteten Geliebten zurück bringt. Wie da die Tücher winken, die Augen glänzen, die Lippen lächeln und die Grüße spielen, wenn die Landungsbrücke das Schiff erreicht und die so lang Getrennten einander in

die Arme fliegen! So flogen auch die Leute von Bunschen dem lang ersehnten Frühling in die Arme und ein freudiges gottlob! erzitterte auf allen Lippen. Doch eine ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zu Theil. Das fallende Laub und das knospende lieben frische Gräber und ein frisches Grab sollte sich, bevor der Sommer seine Aehren reifte, für eine Pilgerin öffnen, deren Lämpchen bereits am Verlöschen war. Keine Seele in Bunschen hatte sich aber so sehr auf diesen Frühling gefreut, wie Peter der Geißhirt; denn nun mußte ihn sein Weg täglich wieder am Hause seines geliebten Stutz-Süseli vorbeiführen und wie ruhig und ungestört konnte er in seinen Wäldern und Bergen seiner Liebe nachhängen, mit Blumen und Früchten zum Preise seiner Geliebten sein früheres Spiel treiben und glücklich sein. Allein Niemanden auf der Welt hätte der schöne Maifrühling ungelegener, ja sagen wir's mit der Wahrheit Worten, glückzerstörender erscheinen können, als gerade demjenigen, dem er seine süßeste Hoffnung war, unserm wohlbekannten Peter. Wie die schöne Jahreszeit wieder im Simmenthal Posto gefaßt hatte, ging Jedermann wie gewohnt an seine Arbeit und wandelte seine Wege. Peter blies wieder wie zuvor sein knorriges Horn, schwang wieder seine von Anneli's Zwirn erstarkte Geißel und hatte immer tausend und tausend kleine Geschäfte und Versäumnisse, bevor er am Stutz vorüber war und einen erhaltenen Auftrag vergaß er immer wieder und nur aus dem einfachen Grunde, damit er zurückkehren und Süseli fragen dürfe, ob es ihm nicht auch etwas aufzutragen habe. Anneli's Mutter durch-

stöberte wieder ihre Wälder und Hecken nach Wurzeln und Kräutern und Alles war voll Lust und Freude über den schönen Frühling und freute sich der jungen Saat, die in Garten und Feld so vielversprechend emporkeimte. Anneli mit seiner stillverborgenen Liebe im Herzen fand immer noch keine Gelegenheit, seinem Nachbar Peter für all' das Gute, das er ihr und seiner Mutter erwiesen hatte und fort und fort erwies, dankbar zu sein und ein stiller Gram lagerte sich, wie ein erkältender Reif, über sein liebes Gesichtchen; denn „keine Kohle, kein Feuer kann brennen so heiß, als heimliche stille Liebe, von der Niemand nichts weiß". Was aber das stille Anneli noch am meisten kränkte, war das Gewahrwerden von Peter's Liebe zu Süseli, von welcher Liebe es wohl wußte, wie sie schließlich enden werde. Aber vor derselben warnen wollte und durfte es seinen Freund ja nicht; denn ein einziges Wort, ein einziger vorwurfsvoller Blick hätte das wohlverwahrte Geheimniß seines Herzens verrathen und seine hülfsbedürftige Mutter ihrer Stütze berauben können. Weit eher hätte es im schäumenden Bunschenbach einen freiwilligen Tod gesucht, als daß es mit einer Miene nur, wenn Peter an seiner Seite mit unverhehltem Stolze Süseli's Lob sang, hätte ahnen lassen, was in seiner Seele vorging und überdieß liebte es seinen Freund zu treu und wahr, als daß es nicht mit aufrichtiger Freude die Hand geküßt hätte, die Peter's Glück war. Alles, was es that, war im stillen Kämmerlein ein fromm Gebet für Peter's Wohlergehen und um ihn ja nicht zu stören auf dem Wege, den er wandeln ging, zog es sich

immer mehr und mehr in sich selbst zurück; denn ein krankes Herz liebt entweder das Geräusche der Welt oder — die Stille.

Am tiefsten gräbt der Liebe Schmerz
Sich in die Brust hinein,
Und drum ist auch das kranke Herz
Am liebsten ganz allein;
Und klagt hinauf zum Himmelszelt,
Wo Mond und Sterne gehn,
Die haben schon manch Leid der Welt
Wie still verweinen sehn.

Die Liebe ist blind, denn sie trägt ein Brett vor dem Kopf, sagt uns eine simmenthalische, volksmundliche Redensart. Dieses Brett, das das Sehen verhindert, ist eben nichts weiter, als die prüfungslose, blinde Leidenschaft, der unverwüstliche Glaube an ein Ideal, das der Seele fehlt und für das ihr wie oft die unbefriedigte Sehnsucht nur ein Trugbild, anstatt des Goldfischleins des Glücks — eine Schlange bietet. Die Liebe ist eine Art Wahnsinn mit einer fixen Idee und die mit diesem Trank im Leibe Helenen sieht in jedem Weibe. Die Liebe ist ein süßer Traum, dem die Gestalten fehlen, ein Fortträumen im Erwachen, ein Hoffen und Erwarten noch am Grabe; eine geschlagene Saite, die ewig forttönt. Die Liebe ist eine Jerichorose, die sich schließt, sobald sie unsanft berührt wird, und wie oftmals auch ein fallendes, geknicktes Blatt, wenn der Sturm am Baume rüttelt. Die Liebe ist eine Seereise ohne Compaß, bei der das Schifflein entweder am Gestade der Hoffnung landet, oder aber an den Riffen

und Klippen der rauhen Wirklichkeit zerschellt. Die Liebe ist das süßeste Glück, daß die Welt kennt; allein wenn sie Glück sein soll, so darf sie nicht gemessen, nicht gewogen, nicht verschachert, nicht gekauft, nicht gehütet, nicht erzwungen und nicht in Ketten geschmiedet werden. Die Liebe ist das Palladium der Freiheit, ein Lichtstrahl der Liebe Gottes, sie gedeiht nur wo freie Lüfte wehn, wo freie Herzen für einander schlagen; sobald die Liebe zur Pflicht wird, fängt sie an zu kränkeln und stirbt, denn das Lied sagt: „Die Lieb' ist Gab' und Güte, die Lieb' ist keine Pflicht". Und endlich ist die Liebe ein Kreuzweg, von dem der eine Weg in's Paradies, der andere zur Hölle führt. Peter sollte sie beide wandeln. „Süseli am Stutz blibt lidig alle Bub-ne z'Trutz", hatte schon wieder einer andern Redensart Platz gemacht, die der Tochter Marmet gar übel in die Ohren klang und sie rasch zum Entschlusse brachte, ihr Spielzeug Peter wieder, wie man sagt, an den Nagel zu hängen. Einestheils weil Süseli dem Geißhirt so günstig war und demselben mit einer an Zuneigung grenzenden Vertraulichkeit begegnete, anderntheils aber noch mehr, weil die Eltern Marmet ihn auch gar wohl leiden mochten, war nach und nach die Meinung aufgekommen, daß es am Ende aller Enden doch noch möglich sein könnte, daß Peter und Süseli ein Paar würden und alle vernünftig gesinnten Leute, denen Peter's grundbraver Charakter, seine Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen Jedermann und seine liebefreundliche, nie müde Vorsorglichkeit für seine Großmutter Benedikta und die Familie der Kräutersammlerin bekannt waren,

fanden übrigens keineswegs, daß diese Heirath etwa gar ein Histörchen aus dem Thierbuche wäre und beglückwünschten den Peter offen und ehrlich und gönnten ihm von Herzen sein zukünftiges Glück. Eine Frau in Weißenburg, von der die Leute glaubten, daß sie noch etwas mehr könne als Brod essen und Tabak schnupfen, hatte ihm zwar einmal gesagt: „Glücklich wirst du schon einmal, Peter; aber glaub' mir, dein Glücksweg führt eher durch's Krauchthal, als über Bunschen.“ „Ueber's Krauchthal hinter dem alten Schloß, wo ja kein Haus steht,“ erwiderte Peter, den diese Rede nicht gut deuchte, mit zweifelndem Kopfschütteln; allein die kuriose Frau lächelte und schwieg. Und welches war nun das lose Wort, das Süseli noch weniger leiden mochte, als die schon bekannte, spöttische Nachrede? „Weißt du was zuletzt noch aus Süseli Marmet wird?“ fragte einst im Wirthshause zu Weißenburg, halb im Ernste und halb im Spaße, ein Tischkamerad den andern. „Ja, ich weiß es, Frau Geißhirt,“ war die schlagfertige Antwort und von dem Augenblicke an kursirte die Redensart als baare Münze. Wenn zwei von Süseli's Neidern gelegentlich zusammen kamen, so frug stets der Eine den Andern: „Weißt du, was Süseli Marmet wird?“ „Ich weiß es, ja, Frau Geißhirt!“ war die nicht überraschende Antwort und ein schallendes Gelächter machte erst den Witz gut. Süseli's Hochmuth war mitten in's Herz getroffen und seine Eltern, welche eine solche Kehrseite ihrer Absichten nicht erwartet hatten, ließen ihren Aerger den Peter fühlen, nicht die eigentliche Urheberin desselben, die sie natürlich nicht durchschaut hatten. Süseli, auf's Tiefste gekränkt

wartete nur, um diesen Wurm im Herzen los zu werden, auf eine schickliche Gelegenheit und diese kam auch wie von selbst. All' das Gerede der Leute und vor allen Dingen sein Herz, das zum ersten Mal liebte, — der Mensch glaubt ja so gern, was er wünscht und hofft — ließen den arglosen Peter, der die Herzen Anderer ohne Arg erwartete, wie er das seine gab, endlich wirklich hoffen und glauben, daß er von Süseli gleichfalls geliebt werde und um mit dieser Gewißheit sein Glück zu krönen, schritt er, wenn auch mit zitterndem Herzen, zur verhängnißvollen Probe. Eines Abends, als er so stolz wie ein König hinter seinem Heer, hinter seinen Ziegen daher schritt, hielt er vor Süseli's Haus, um seiner Geliebten, die gerade in der Küche war und im Begriffe stand, Brod in die Suppe zu schneiden, einen wunderschönen, aus Anemonen, Soldanellen, Genzianen und Vergißmeinnicht geflochtenen Kranz zu überreichen. Mit den Worten: „Nicht wahr, mein liebes Süseli, das nimmst du von mir und gibst mir dafür deine Liebe?" reichte er den Kranz hin und fügte dann noch bei: „Wenn ich auch arm bin, so bin ich doch brav und dir von ganzem Herzen gut und Geld allein macht ja nicht glücklich ohne Liebe." „Was sagst du da?" erwiderte Süseli mit einem so spöttischen, verächtlichen und lautauf schallenden Lachen, indem es den Kranz nahm und in die Thürecke schmiß, „ich sollte Frau Geißhirt werden!" daß Peter, wie vom Donner gerührt und als stünde er gleich einem mit Sünden überlasteten Menschen vor den Schranken des jüngsten Gerichts, nicht eine Silbe der Entschuldigung wagen durfte. Doch

den spöttischen Worten Süseli's sollten noch Thaten folgen. Mit der heitersten, schalkhaftesten Miene von der Welt schnitt es mit kräftiger Hand ein mächtiges Stück von seinem Suppenbrode ab, reichte es Peter über die Thüre und sprach mit von Lachen und Kichern unterbrochenen Worten: „Da, Peter, nimm dies Brod, so bessert dir vielleicht deine Liebesnoth; wenn du aber heirathen willst, so klopfe beim Kräuteranneli an, das paßt am besten für dich", und zu ihrem Küchentische zurückkehrend, fügte sie, ihm den Rücken zukehrend, noch bei: „Für so einfältig, Peter, hätte ich dich doch nie gehalten, daß du es wirklich hast wagen dürfen, im Ernste an mich zu denken. Spazieren und Heirathen sind zwei Sachen, Peter, und bevor ich einen armen Geißhirt heirathe, wie du bist, will ich lieber ledig sterben oder mich aufhängen lassen." Peter war nicht aufgelegt noch Weiteres zu hören. Das erhaltene Brod steckte er in seinen Sack, wie wußte er nicht; ohne Gruß und ohne Abschied trat er in die Gasse zurück und eilte seines Weges fort gleich einer wandelnden Leiche. Wer ihm begegnete, den grüßte er nicht; wer an ihm vorbei ging, den sah er nicht; seine Geißen ließ er laufen, wohin sie wollten. Sprangen sie in die Gärten und Kohläcker, er sah es nicht; schimpften die Frauen darüber, er hörte es nicht; redete man ihn an, er gab keine Antwort; wer ihn aufhalten wollte, den ließ er am Wege stehen und eilte, so schnell er konnte, fort aus den Augen der Menschen seinem Häuschen zu, stieß dort, wie er ankam, gleich einem Wahnsinnigen die Thüre auf und warf sich, während dem die alte Benedikta

einen Schrei des Schreckens ausstieß, mit verstörtem Gesichte über das Bett hin und eine Sturmfluth der heißesten Thränen entstürzte seinen Augen. Zum ersten Mal in seinem Leben stieß er seine liebe Großmutter, die sich unter Schluchzen und Händeringen über ihn hinwarf und ihn mit ihren ängstlichen Fragen: „Was ist dir? Was fehlt dir? Was hast du? Warum weinst du?" unaufhörlich zerquälte, unsanft auf die Seite und wie er sich auch auf seinem Lager wälzte, weinte und klagte, seinem ungestümen Schmerze konnte er lange, lange nicht Meister werden. Die Wunde war viel zu tief, er mußte sie eine zeitlang bluten lassen. Wer einmal in seinem Leben sein ganzes Herz ohne Trug und Falsch, seine ganze Liebe, sein Vertrauen an eine Frauenseele hingab, in ihr sein süßestes Hoffen fand, sein Glück, sein Alles, ihr all' sein Fühlen und Denken, seine Seele weihte, sie vergötterte und dann im Augenblicke der Entscheidung schnöde von ihr hintergangen, betrogen und verrathen ward, der mag Peter's Schmerz begreifen; wir ziehen voll Mitleid den Vorhang und lassen ihn sich ausweinen. Als die geängstigte Benedikta auf all' ihre Fragen keine Antwort erhielt, eilte sie fort zu Anneli's Mutter, um sie um Gotteswillen zu bitten, doch ja mit ihr zu kommen und zu untersuchen, ob Peter etwa von einer Schlange gebissen, von einem Steine getroffen, oder von irgend einem andern körperlichen Unfalle betroffen worden sei. Allerdings war Peter von einer Schlange gebissen worden; allein für diesen Biß konnten die Kräuter von Anneli's Mutter, wie eifrig auch sie sott und kochte und mischte und zum fleißigen Trinken

ermahnte, nicht heilen. Peter's Schmerz war eine innerliche Blutung, er litt, was seine besorgten Weiber nicht wußten, an seiner Seele. Da Anneli selbst an irgend einen unglücklichen Zufall dachte, so folgte es mit wie laut pochendem Herzen Benedikta und ihrer Mutter. Wie fremde Leute in die Stube traten, nahm sich Peter ein Herz, trocknete sein Gesicht, wies die ihm angebotenen Mixturen mit den Worten, daß ihm keine Kräuter helfen könnten, zurück und versicherte die Frauen, daß seine Glieder ganz und ihre Befürchtungen eitel seien. Allein etwas Weiteres war nicht aus ihm herauszubringen. Anneli ahnte den Zusammenhang, drückte sich in eine Ecke, um eine Thräne zu verbergen und schwieg. Von diesem Tage an war Peter ein Geißhirt, wie Bunschen noch nie einen gesehen hatte. Aus dem geschwätzigen Jüngling ward ein schweigsamer, aus dem fröhlichen ein betrübter, aus dem vertraulichen ein halber Menschenfeind. Seine Hutschaft besorgte er zwar so gewissenhaft wie ehemals; allein nie mehr betrat er ein anderes Haus, um wie vorher darin zu essen. Leute, die den Grund seiner Veränderung ahnten, seinen Schmerz theilten und ihn bemitleideten, ließen die linke Hand nicht wissen, was die rechte that und hielten mit gefüllter Schürze Einkehr bei Mutter Benedikta. Der Speisesack mit dem Brodstück von Süseli, wohin Peter auch ging, wich nie mehr von seiner Seite. Wie oftmals, wenn er allein war, zog er das verhängnißvolle Geschenk, das ihre Hände berührt hatten, heraus, ließ eine Zähre darauf fallen und legte es wieder hin. Alles, was seine Geliebte ihm gesagt hatte, selbst die mitleidslose

Abweisung hätte er von ihr ertragen können; allein das mit Hohn und Spott ihm von ihr über die Thüre gereichte Almosen, diese kränkende Anspielung auf seine Armuth und von Derjenigen, die er mit dem Enthusiasmus seiner ersten Liebe geliebt hatte, das war zu schwer für Peter's Herz und da es nicht sich biegen konnte, so mußte es brechen. Es brach, aber es brach nicht allein. Der Schrecken jenes Abends, an dem Peter wie ein Wahnsinniger daher gerannt kam, hatte Benedikta krank gemacht. Vielleicht hätte sie sich aber dennoch wieder erholt, wäre in Peter's Herz die frühere, für sie so heimelige Freudigkeit zurückgekehrt; allein da sie auf seinem Gesichte, das sie weder Abends noch Morgens als eine Art Gemüthsbarometer zu studiren und zu beobachten vergaß, nur Wolken des Unmuths, die kein Trosteswort, kein Zureden zerstreuen wollte, erblickte, so glaubte sie zuletzt sich selbst als die Ursache von Peter's Gram. „Vielleicht bin ich ihm nun zur Last und bin ihm hinderlich an seinem Fortkommen. Ich ein altes Mütterchen, er ein hoffnungsvoller Jüngling, guter Gott! die passen ja nicht mehr zusammen. Vielleicht möchte er gerne heirathen, liebt vielleicht, wer kann es wissen, da er so schweigsam und verschlossen ist, ein Mädchen in der Nachbarschaft und darf es mir nicht sagen, um mich nicht zu betrüben, da er gar wohl weiß, daß da, wo der Tisch kaum für zwei sich decken kann, für ein drittes nicht Platz ist. Drum ist's am Besten, ich mache Platz und lege mich schlafen; o, könnte ich dann im Grabe nur noch wissen, daß Peter mit einer rechten Frau glücklich ist, wie wenig würde mich dann die

schwere Erde drücken. Mit solchen und ähnlichen Gedanken plagte sich die gute Benedikta Tag und Nacht, bis endlich ihre schwachen Kräfte sie gänzlich verließen und der Verdruß sie bleibend auf's Krankenlager warf, von dem sie nicht wieder aufstund. Jetzt erst hatte für Anneli die heißersehnte Stunde der Dankbarkeit geschlagen. Wohl wissend, daß Peter nicht Geißhirt und Krankenwärter zugleich sein könne, eilte die Treue her an's Krankenbett und wich nicht mehr davon, weder Tag noch Nacht, bis Benedikta's Stunde geschlagen hatte. Diese Krankenpflicht, die sie mit einer bewunderungswürdigen Gewissenhaftigkeit erfüllte, war ihr so süß, so lieb, daß der Schlaf ihre Augen floh und ihre Füße nicht müde wurden. Anneli's Mutter rückte mit Schürzen voll Kräuter auf das bereits verlorene Schlachtfeld und die altersschwache Benedikta, der eine mit Wein getränkte Fleischbrühe wohl besser gemundet hätte, als diese noch täglich wechselnden, nur auf's Schweißtreiben berechneten Kräuterextrakte, wurde immer schwächer und schwächer. Eines Morgens, als Peter Horn und Geißel ergriffen hatte und fort wollte, richtete sie sich mit ihren dürren Armen, scheinbar erstarkt, ohne Anneli's Hülfe im Bette auf, ergriff Peter's Hände, der vor ihrem Bette stand, und sprach mit schwacher, aber liebefreundlicher Stimme zu ihm: „Peter, es kränkt mich, daß du mir, deiner zweiten Mutter, nicht sagen willst, was dir fehlt.“ „Mutter,“ erwiderte Peter, indem zwei große helle Tropfen über seine Wangen herabrollten, „Mutter, ich kann es keinem Menschen sagen, nicht dir, nicht Andern, was mich kränkt; versucht' ich's auch, meine Stimme, mein

Herz würde brechen, nicht eine Silbe brächte ich heraus. Stirb nur nicht, Großmutter, was mich plagt, soll dir nicht wehe thun, denn du kannst ja nichts dafür. Allein nun gräme dich nicht länger um meinetwillen, liebe Mutter, und frage mich nicht mehr, denn jedes Mal, wenn du mich fragst, blutet mein Herz und auch deines."

„Höre Peter," ergriff noch einmal Benedikta das Wort, „was dir auch auf dein Gemüth gefallen sein mag, nimm's nicht so schwer; der Verdruß ist wie das Unkraut, wenn man's nicht ausreißt, so wird es immer größer und dichter und erstickt zuletzt das Gute, das wachsen sollte. Ich habe so viel Jammer gesehen in der Welt, über den am Ende wie über ein frisches Grab wieder Gras wuchs. Wenn's am Morgen roth ist, so sagt man ja, es werde am Abend regnen, ist's aber am Abend roth, so bedeutet's Morgen schön; so wechselt Alles in der Welt wie Sommer und Winter, wie Frost und Hitze, wie Tag und Nacht. Wenn du auch nur ein armer Geißbub bist, bau nur auf Gott, er kennt uns Alle, er kennt auch dich. Gieb deinen Verdruß auf, mein liebes Kind; Alles kann sich wieder ändern, wird sich ändern, wenn du nur Muth hast und dein Hoffen nicht bricht; der liebe Gott führt uns ja stets an's Ziel, allein nicht immer auf dem kürzesten Wege." Nach diesen Worten sank sie langsam von Anneli's Arm unterstützt und gehalten zurück auf's Kissen. Peter trocknete sein verweintes Angesicht und ging langsam, als wenn er in diesem Leben kein Wiedersehen mehr ahnte, zur Thüre hinaus, sich noch zweimal gegen das Häuschen zurückwendend, bevor er in der Gasse verschwand. Eine

Stunde später war Benedikta eine Leiche. Als man sie drei Tage später zur Erde bestattete, mußte man Peter förmlich vom Grabe wegreißen; erst als die Gute fort war, empfand er so recht, was er verloren hatte. So geht es oft in der Welt; das Glück, das man hat, schätzt man zu wenig, hat man's aber verloren und wünscht es wieder zurück, so kommt es eben nicht immer wieder.

* *
*

Wahres Glück kommt zwar nicht oft;
Aber immer — unverhofft.

Es war Spätherbst und bereits kündete der Winter mit unheimlichem Rauschen im dürren Laub seine demnächstige Geschäftsreise an. Kahl standen meistens schon die Bäume und auf den verlassenen Aeckern ließen die Krähen ihr unheimliches Gekrächze hören, als wenn sie die Menschen bitten wollten, vergeßt uns nicht, wenn der Winter kommt. Die Zugvögel waren längst über die Berge gezogen und die jähzornige Wiesel ließ auf dem Felde ihre manierlichen, unterhaltenden Sprünge sehen. Die Eichhörnchen hüpften lustig von Strauch zu Strauch und hielten Nachlese über die Spätlinge des Haselstrauchs, welche noch vereinzelt an den Zweigen hingen. An sonnigen Rainen, von der Martinssonne geweckt, mischten sich unter die leichenfarbige Herbstzeitlose bereits wieder der blauäugige Frühlings-Enzian, das Gänseblümchen und das gelbe Zeitröschen und auf der Landstraße wälzte sich in Wolken der Staub wie vor einem Sommergewitter. An einem solchen Martinssommertag voll erheuchelter Frühlingsluft treffen wir

unsern Bunschenpeter, den Geißhirten, noch spät Abends auf dem Wege nach Weißenburg. Um seine Schultern hingen rechts und links zwei Schnüre, deren eine sein gewaltiges Horn und deren andere seinen tuchenen Sack trug, der ein Stück steinhartes Brod enthielt, das er wohl nachtrug, allein allerdings nicht zu essen gedachte. Etwas nach neun Uhr klopfte er in Weißenburg an eine Thür und frug einer Frau nach, die indessen nicht zu Hause war. Man hieß ihn warten, weil man die Gesuchte in kurzer Zeit zurückerwartete. Weil Peter nicht in die Stube wollte, so setzte er sich vor dem Hause auf einen Gartenstuhl, denn es war herrlicher Mondschein, den er fast leidenschaftlich liebte. Wer war diese Frau und was wollte er von ihr? Lieber Leser und du, freundliche Leserin! wir können dir nur das erste sagen, das zweite wissen wir nicht und zwar aus guten Gründen; denn wie lange auch Peter wartete und fror, die Zurückerwartete, die Niemand anders war als jene Wahrsagerin, von der die Leute sagten, daß sie mehr könne als Brod essen und Tabak schnupfen und die über ihn jenen merkwürdigen, weiter oben erwähnten Ausspruch gethan hatte, kam nicht. Endlich, es mochte etwas über eilf Uhr sein, verließ Peter, des Wartens müde, jenes Haus und stieg die Straße nach dem zerfallenen Schloß empor, um über Krauchthal auf einsamem Wege und um von Niemand gesehen zu werden, sein nun vereinsamtes Heim zu erreichen. War Peter's Herz nun wieder gesund, seitdem er der Falschen entsagt hatte? Daß wir ihn auf diesem mitternächtlichen Wege treffen und auf jenem Gange zu der wahrsagenden Frau in Weißenburg,

läßt kaum einen solchen Schluß zu. Hätte er das eitle Süseli wirklich geliebt, wenn er so schnell vergessen, so schnell seine Liebe hinter sich werfen könnte? Tausend Gedanken, alte Träume, gut genug noch für das Geistes-antiquariat und die wir hier nicht alle festhalten können, durchflogen seinen Kopf, durchkreuzten seine Seele, als er so einsam auf seinem fast noch einsamern Pfade, der sich durch Wald und Gebüsch hinzog unter dem gebrochenen Schlosse, dessen geborstene Mauern so geisterhaft über das Gezweige emporstrebten, wie ein Träumender dahin-wandelte. In Süseli's Haus war er seit jenem Abend, an dem es ihm für seine Liebesnoth, wie seine spöttische Schalkheit sich ausdrückte, ein Stück Brod über die Thüre gereicht hatte, nie mehr gewesen; nicht eines Blickes mehr hatte er seine falsche Geliebte gewürdigt und wie oft sie auch, halbreuig über das, was sie gethan hatte, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen suchte, stets wich er ihr aus und wenn er, sofern es seine Pflicht war, für ihre Eltern etwas zu besorgen hatte, so mußten Vater und Mutter Marmet es sich gefallen lassen, zu ihm auf die Gasse herauszukommen, oder ihn seiner Wege ziehen zu lassen. Ein einziges Mal noch gönnte er Süseli ein Wort. Sie begegnete ihm eines Abends spät, als er gerade von seiner Großmutter Grab zurück kam, das er mit einem Vergißmeinnichtkranze geschmückt hatte, in der Gasse und frug ihn: „Aber sag' mir doch, Peter, was trägst du dann noch da in deiner Tasche nach; ein Mittagsbrod kann's doch nicht sein, um diese Zeit, oder?" „Schau, Süseli, was ich da trage, ist Dokterzeug für meine Liebesnoth," entgegnete Peter

ohne längeres Besinnen und zog bei diesen Worten das von Süseli wohl genug erkannte, steinharte Stück Brod hervor und hielt es ihr vor die Augen. Süseli wurde vor Scham wie mit Blut übergossen und ging rasch vorüber, ohne ein Wort weiter zu sagen. Da das Wetter so schön war und der Mond so lieblich schien und ihm unter diesem Haselgezweige in der Stille der Nacht so wehmüthig wohl zu Muthe ward, so setzte er sich etwas seitwärts vom Wege auf einen Stein und überließ sich fast willenlos seinen daherströmenden Gedanken. Was da nicht Alles durch seine Seele zog. Die Schranken des Standesunterschiedes, die einst auf dem Gipfel der Scheibe, als er seiner Geliebten mit Genzianen und Alpenveilchen das goldenseidene Haar durchflocht, so schön gefallen waren, hatten sich neu aufgerichtet in seiner Seele, unübersteiglicher als je. Die Worte Süseli's: „Bevor ich einen armen Geißhirt heirathe, wie du bist, will ich ledig sterben oder mich aufhängen lassen" und das Brod von ihrer Hand, das er an seiner Seite fühlte und das er zum letzten Mal aus der Tasche zog und mit Thränen benetzte, stimmten ihn über die Maßen traurig und wehmüthig. In diese Seelenstimmung mischte sich dann, um sie noch dunkler zu färben, die lange Zeit nach seiner in kühler Erde ruhenden Großmutter, deren Liebe und Güte einzig die Leere seines Herzens, die Süseli's Wegzug darin hinterlassen hatte, hätte ausfüllen können. „Wenn du heirathen willst," hatte Süseli weiter gespottet, „so klopfe beim Kräuteranneli an, das paßt für dich." Ob's nicht gepaßt hätte? Peter erwog es reiflich auf dem Steine unter dem Haselstrauch

des Krauchthals und Anneli's Güte und seine Dienste als Krankenwärterin der Großmutter blieben unvergessen. Wohl hatte er, seit Süseli's Falschheit ihm die Wohnung gekündet hatte, ein Stübchen in seinem Herzen zu vermiethen; allein ihm fehlte das Mobiliar, um es wohnlich auszustatten. So ärmlich bescheiden wie mit seiner Großmutter, bei Ziegenmilch und Brod, durfte er ja mit einer lieben Frau nicht leben und zur Winterszeit, wenn keine Arbeit zu vergeben war und die Ziegen wenig oder gar keine Milch gaben, fehlte ihm oft noch dieses und seit seinem Mißgeschick mit Süseli hätte er lieber den Bunschenbach für sein Ende, als irgend einen Nachbar um eine noch so kleine Hülfe angesprochen. Wie lange Peter noch auf seinem Steine sitzend geträumt haben würde, wir können es nicht sagen. Allein auf einmal strich ein eisig kalter Wind, wie er nicht selten bei der Tagscheide um Mitternacht sich fühlbar macht, über das Gezweige der Gesträuche hin und die herabgestörten Blätter raschelten forthüpfend zu seinen Füßen und weckten ihn. Er stund auf, rüttelte sich, denn die Nachtluft hatte seine Glieder gesteift und schickte sich an durch das Gesträuche sich windend wieder auf den Weg zu gelangen, um schneller fortzukommen. Nach kaum ein Dutzend Schritten gelangte er in eine vom Gesträuche geschlossene, mondbeglänzte Lichtung und als er dieselbe durchschreiten wollte, hemmte auf einmal seinen Fuß eine merkwürdige, grauenhafte Erscheinung. Mitten auf dem ebenen Platze der Lichtung lagen hart nebeneinander drei weiße Tücher ausgespreitet und neben ihnen saß auf der von Peter entgegengesetzten Seite ein ungeheurer,

kohlschwarzer Hund mit glühenden Augen und, wie merkwürdig, — vier weißen Fußpfoten. Der Hund, der unbeweglich an seiner Stelle saß, schien diese drei Tücher zu bewachen. Auf dem ersten Tuche lag, so weit es Peter in seiner Seelenangst zu beurtheilen vermochte, in einen Haufen geordnet, etwas röthlich Gelbes, auf dem zweiten etwas Weißes, das aussah wie gehäufelter Schnee und auf dem dritten glaubte er etwas Braunes, in's Röthliche Spielendes zu bemerken. Der Hund regte sich nicht von der Stelle, seine feurigen Augen fest auf Peter gerichtet, welch' letzterer, je länger er hinsah, um so weniger im Stande war, seiner schrecklichen Lage Meister zu werden. Mit Peter's Angst wuchs auch der Hund und je grauenhafter er ihm vorkam, desto weniger konnte er seine Augen von ihm abwenden. Immer still und unbeweglich saß der Hund da und mit Augen so roth, als müßte sein Inneres eine geheime Gluth verzehren. Peter fühlte, wie nach und nach seine Glieder erstarrten und zu Eis wurden. Er betete Alles, was er von seiner Großmutter wußte und nicht wußte; er betete mit einem Schreckenseifer, daß der kalte Schweiß ihm über die Stirne lief; allein das grauenhafte Thier wich nicht von seinem Platze. Wollte er entfliehen, er konnte es nicht; ihm kam es vor, als wäre er mit dem Boden verwachsen, auf dem er stand. Versuchte er nur die kleinste Bewegung zu machen, so schien es ihm, als bemerke es der Hund und rolle die Augen, um ihn gleichsam davor zu warnen. Seine Angst und seine Furcht wurden endlich so groß, daß seine zitternden und schlotternden Beine alle Trag-

fähigkeit verloren und er sich des Zusammensinkens kaum noch erwehren konnte. Mit Gewalt versuchte er seine Augen von der unerklärlich beängstigenden Erscheinung wegzuwenden, allein vergeblich; ihm wollte scheinen, als besitze der Hund eine unbesiegbare, dämonische Kraft, die ihn zwang, demselben unverwandt in die schrecklichen, glühenden Augen zu blicken, die durch die langen herabhängenden Ohren und weil der Hund dem Monde den Rücken zukehrte, nur noch um so feuriger erschienen. Durch eine unwillkürliche Bewegung der rechten Hand stieß Peter ganz zufälligerweise an seinen Brodsack, der an seiner Seite hing und — ein guter Gedanke ist stets ein Sonnenblick des Glückes aus dem Schooße der Götter — der Strohhalm der Rettung war gefunden. Den Sack aufmachen, Süseli's Brod herausnehmen und mit zitternder Hand dem Hunde vorwerfen, war das Werk eines Augenblicks. Wie das Brod über den harten Boden hinkollerte und in kurzen Sprüngen die ihm von Peter's Hand gegebene Richtung nach dem Hunde verfolgte, fiel es auf seinem Wege und ganz ohne Peter's Absicht, der nur den Hund von sich ablenken wollte, auf das mittlere der drei ausgebreiteten Tücher und blieb dort liegen. Aber im gleichen Augenblicke, als das Brod das Tuch berührte, waren der gefürchtete Hund und die beiden andern Tücher verschwunden und vom mittleren, worauf das Brod lag, schimmerte ihm im Mondesglanze welch' ein Haufen der prächtigsten Silbermünzen entgegen. Wie der Hund weg war, wich auch des sonst beherzten Peter's Angst und er wagte es, hinzuzutreten und eines dieser

Geldstücke in die Hand zu nehmen, um sich zu versichern, ob das unverhoffte Glück, dessen Weg ganz nach der Prophezeiung der Frau in Weißenburg nun wirklich durch's Krauchthal geführt hatte, auch einen guten Klang habe. Der Klang war gut; was er vor Augen sah, war keine Täuschung, war Wirklichkeit. Der Hund mit den weißen Pfoten und den feurigen Augen war nun für ihn aus einem Thiere des Schreckens ein Genius des Glücks geworden und nach einem dankbaren, zum Himmel gerichteten Blick knüpfte er die vier Tuchzipfel über's Kreuz zusammen, hob mit Mühe die herrliche Last auf seine Schultern und trug sie nach Hause. Süseli's Brod, das ihm sein Herz gebrochen und das er im stolzen Trotze seiner Armuth stets nachgetragen hatte, wurde nun aus einem: wie böse gedacht, ein: wie gut gemacht. Es war Brod des Lebens, geweiht vom Segen des Schicksals; eine ächte Perle des Glücks für die falsche, die er empfangen hatte. Das Leben gleicht oft einer Broderie; die gleichen Fäden, die auf der Rückseite so regellos und garstig, scheinbar zwecklos sich ineinander verwirren, sieht man auf der Vorderseite schön und regelmäßig zu farbigen Blumen und lieblichen Bildern und Gestalten vereinigt und die erst recht schön sind, wenn man sie aus der Ferne betrachtet. Nur auf das Schicksal, das sie bildet und wirkt, kommt es an, welche Seite es uns zukehren will und was es uns zukehrt, sind entweder die ineinanderverstrickten Irrgänge des Unglücks oder dessen Kehrseite, die farbigen, das Auge so lieblich bestechenden Bilder und Blumengestalten des Glücks. Vor Peter's Augen

lag nun ein lächelnder Hintergrund mit einer in's Grün gekleideten Landschaft, über die eben die aufgehende Sonne seines Glückes ihre ersten Strahlen zerfächelte.

* *
*

Nach der Stürme wildem Tosen
Wird der Himmel wieder klar;
„Ohne Dornen keine Rosen,"
Ist ein Spruch so alt, wie wahr.

Wenn der Wanderer den Eingangs unserer Sagengeschichte beschriebenen Weg über Weißenburgbad, Bunschen, Oberwyl, Zelg, Wüstenbach und Enge zurückgelegt hat und wieder die Simmenthal-Thalstraße betritt, so kommt er nach wenigen Schritten zu einer gedeckten hölzernen Brücke, welche ihn an's rechte Ufer der Simme hinüberführt. Steigt er dann noch eine kleine Anhöhe hinan, so kommt er in eine kleine Ortschaft, Namens Pfaffenried. Wendet er sich von hier abkehrend aufwärts dem rechten Simmenufer entlang, so erreicht er in ganz kurzer Zeit an der Grenzscheide der Gemeinden Oberwyl und Boltigen, wenig über dem Thalflusse erhoben, einen freundlichen Wiesenschooß, genannt „auf dem Kreuzbühl". Etwa ein halbes Jahr später, als Bunschenpeter im Krauchthal seinen nächtlichen, unverhofften Fund gethan hatte, wurde genanntes Heimwesen, das damals aus Wiese, Wald und Weide bestehend, eine ziemliche Ausdehnung hatte, zum Verkaufe ausgerufen. Da aber erstens die Zeitverhältnisse nicht günstig waren, zudem eine beträchtliche Anzahlung verlangt wurde und überdies das Gut etwas abgelegen

war, so zeigte sich bloß ein einziger Liebhaber und der war Niemand anders als — Bunschenpeter. Der Verkäufer war anfänglich keineswegs erbaut über einen solchen Kaufmann; als aber Peter die geforderte Anzahlung in baarem Gelde auf den Tisch legte und sich die übrigen Zahlungsgedinge und Termine ganz nach Belieben vorschreiben ließ, da änderte sich die Sache und der „Kreuzbühl" ging, allerdings nicht ohne das Gerede und die Verwunderung der Leute, als Eigenthum in seine Hände über. Da es aber nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, so zog auch Peter nicht allein auf sein neues Besitzthum, sondern nahm noch zwei Gefährtinnen mit, von denen die eine jung und blühend, die andere schon bejahrt, von nun an seine treuesten Haushälterinnen wurden. War vielleicht Süseli eine von diesen zweien? Süseli, ohne daß wir uns weiter mit seinem Schicksal beschäftigen wollen, hat nie geheirathet und ist ledig gestorben; aber du, freundlicher Leser und du, freundliche Leserin! werdet beide wohl schon errathen haben, wer diese Kreuzbühlwirthinnen sein möchten. Hatte Süseli's schnöde Abweisung mit dem Brode Peter's Armuth geheilt, so sollte nun auch sein ihm dabei ertheilter Rath seine Seele heilen. Welch' ein Himmel des Glückes ging in Anneli's freundlichen Augen auf, als Peter daher kam, ihm sein Glück zu Füßen zu legen und um das zu bitten, was er eigentlich, ohne es zu wissen, schon so lange besaß, sein treues, stillliebendes, trugloses Herz. Wenn die Liebe eine haltbare Farbe erhalten soll, so muß sie durch das Feuer der Trübsal gestählt und mit Thränen-

salz übertüncht werden. Wie Anneli bei Peter's Worten das Herz aufging, stürzten ihm auch die Thränen aus den Augen und bevor es Peter irgend eine vernünftige Antwort geben konnte, mußte es seiner Rührung Meister werden und drum sprang es hinaus, warf sich draußen auf die Knie nieder, preßte seine gefalteten Hände fest gegen seine Brust, die zum Zerspringen voll war, und segnete unter Schluchzen und Beben den Namen dessen, der so unerwartet schön ihm die Pforten seines Glücks-Paradieses geöffnet hatte. Jetzt war sie aufgegangen, die im Verborgenen in das Ackerfeld seiner Seele gestreute Saat seiner Hoffnungen und Wünsche. Ein frömmer Kind, eine bessere Seele, ein glücklicheres Herz wäre in der ganzen Welt nicht zu finden gewesen, als Anneli war in diesem göttlichen Augenblicke, wo Alles erfüllt vor seinen Augen lag, was es in stillen Stunden nächtlicher Einsamkeit, wenn vor Rührung, Hoffnung und Glauben seine Augen in Thränenperlen schwammen, so süß geträumt hatte. Anneli war aber auch eine Frau, wie Peter eine gewünscht und verdient hatte. Ueber dem Kreuzbühlhause schwebte der Genius des häuslichen Glückes und in Haus und Feld war Segen und Gedeihen. Oftmals, wenn an einem warmen Sommerabend, wenn die Sonne mit ihrem letzten Strahl noch die Spitzen der Berge mit Rosenpurpur umsäumte, wenn im Grase die Grillen zirpten, die Wachtel ihr „Fürchte Gott!“ im hohen Wiesenheu schlug und die Schwalben unter dem Dache ihr geschwätziges Spiel trieben, saß Peter mit seinem lieben Anneli vor dem Hause und genoß mit vollen

Zügen seiner Seele die Anmuth und Schönheit einer einfach schönen, unverkünstelten Alpennatur. Nicht selten ergriff er dann mit einem Blicke, als wenn er alte Erinnerungen aus dem Grabe erwecken wollte, wie von einer plötzlichen Rührung angewandelt, Anneli's Hand, führte sie an seine Lippen und sagte dann mit einem liebefreundlichen, halb scherzenden Tone zu ihm: „Nicht wahr, Anneli! Deine Mutter hat am Ende doch noch das rechte Kraut für unsere Herzkrankheit gefunden!"



IV.

„Chüngunde“ unterm Wald und „Syfrel“ im Ried

oder

Der schwarze Tod im Simmenthal.*

„Bewahr uns, o du treuer Gott,
Vor Feuersg'fahr, vor Wassernoth,
Vor Pestilenz,
Erdbidem und dem schwarzen Tod!“

Jahrhunderte sind vorübergerauscht und mit den Stromwellen der Zeit in's Grab der Vergangenheit geflossen, seitdem der „schwarze Tod“ die Länder verheerte und auch unser schönes Simmenthal, wie die Sage meldet, in eine Menschenwüste verwandelte. Ganze Geschlechter sind seither von der Erde verschwunden und ihre Namen stehen einzig noch, zum Zeugniß ihres einstigen Daseins, in den Jahrbüchern und Chroniken verzeichnet. Ueber die schreckliche Verheerung, die diese Seuche namentlich in den Bergthälern, wo jede ärztliche Hülfe fehlte, wo man von einer Absonderung, Reinigung und Lüftung der Krankenräume noch nichts wußte oder nichts wollte, verschuldete, cursiren noch im Volksmunde und in den alten Aufzeichnungen, die sich hie und da in den Häusern, in alten Bibeln, Gebet- und Notizbüchern rc. finden, schauerliche Gerüchte. Religiöser Fanatismus, cynische Ausgelassenheit und eine Todes-

* „Chüngunde“ und „Syfret“, eigentlich Kunigunde und Siegfried, zwei noch heute im Simmenthal vorkommende Namen.

furcht, die alle Grenzen überstieg und jede vernünftige Schutzwehr unmöglich machte, halfen das Uebel noch vermehren. Vorstehendes Gebet: „Bewahr' uns, o du treuer Gott, vor Feuersg'fahr und Wassernoth, vor Pestilenz, Erdbidem und dem schwarzen Tod" — läßt uns einen tiefen Blick werfen in das menschliche Herz, in sein Hangen und Bangen, in sein Hoffen und Glauben an jenen Schutzheiligen im Himmel, bei dem es allein vor Feuer, Wasser und Todesnoth und das Beben und Schwanken der Erde Hülfe und Trost suchte. Feuersgefahr, Wassernoth und Erdbeben waren und sind zu jeder Zeit gefürchtete Uebel und nach einer im Volksglauben noch lange nicht erstorbenen, fatalistischen Weltanschauung immer noch Strafen für die allgemeine Sündhaftigkeit oder auch Strafen für solche, wie die waren, auf die nach der Juden Meinung der Thurm zu Siloah fiel. Allein wie fürchterlich auch diese Uebel waren, so waren sie doch nicht so allgemein und trafen meistens nur subjektiv und nicht collektiv. Allein das Schrecklichste der Schrecken war immerhin der „schwarze Tod", diese Seuche, die um Mittternacht wie um Mittag würgte, die den Spieler mit der Karte in der Hand, die Braut am Altar, das Kind beim Spiele, den Tänzer im festlichen Reigen, den Mäder im Mahd, die Jungfrau wie den Greis, den Frommen wie den Gottlosen, den Starken wie den Schwachen, den Fröhlichen wie den Traurigen und vor allen Dingen mit Vorliebe den Furchtsamen mit der eisig kalten Hand des Todes erfaßte. Diese fürchtliche Seuche war das Losungswort zur gänzlichen Auflösung aller gesellschaft-

lichen Ordnung. Thiere liefen ohne Hirt und Hut-schaft wie wild umher, Marken und Grenzen gingen auf Jahre hinaus verloren, hinterlassene Erbschaften fanden keine Notherben und eine Kuh, so meldet eine Chronik, ging innert vierundzwanzig Stunden in die achte Hand über. Damals entstand, wie vom Dikdam und Bibernell, die Sage vom Widertod, das heißt vom Kraut wider den Tod, für den ja sonst kein Kraut gewachsen ist, und das noch heutigen Tags im Sonnenthau oder Jungfrauenhaar seine zahlreichen Verehrer hat. „Chunf die Pescht, wenn du no nit g'nug heschst," war noch hundert Jahre nach diesem, keinem Kriege vergleichbaren „Sterbet" das Sprichwort, das über einen Geizhals gesagt wurde, dessen ganzes Trachten nur auf's Zusammenlegen irdischer Güter gerichtet war. Aus dieser Zeit, die noch in unsern Tagen wie der Klang einer langsam verhallenden Todtenglocke in Tradition und Sage forttönt, werther Leser und werthe Leserin! eine kleine Geschichte.

* *
*

Hans Peti Haldi unter'm Wald war der reichste Mann der ganzen Thalschaft und, was fast noch mehr sagen wollte, bei dem Schloßherrn zu Blankenburg wohl angesehen. Warum das? War er ja doch Vasall und seines gnädigen Herrn Eigenthum, so gut wie das Wild im Wald und der Fisch im Bach und die schöne „Flühmatte", auf der so stattliche Rinderschäcken grasten, konnte ja der Graf nach Belieben an einen Andern verleihen und den reichen Hans Peti dahin schicken, wo der Pfeffer wächst. — Hans Peti war ein Kind der Natur mit

offenen Augen und Ohren und seine Grundsätze waren so fest wie der Rinderberg, vor dessen Umfallen sich noch Niemand gefürchtet hatte; er hatte daher gar keine Furcht vor dem erzumschienten Burgherrn und wußte gar zu gut, daß auch die Bäume des Schloßbergs nicht in den Himmel hinein wachsen. Ja, wenn er einmal so recht seinen Plan gefaßt hatte, so umspielte ein ganz unwillkürliches, satyrisches, dem Simmenthaler bis auf die heutige Stunde eigenes Lächeln seine Mundwinkel und von solchen Augenblicken wüßte ich wirklich nicht zu sagen, ob's ihn besser gefreut hätte, Burggraf zu Blankenburg oder Freibauer auf der Flühmatte zu heißen. Die Flühmatte zu Blankenburg war aber auch ein schönes Stück Land und es war für den Alten eine ganz besondere Freude, wenn die stattlichen „Rinderschäcken" im hohen Grase herumglockneten und der große „Muni" noch lauter brüllte, als das Jagdhorn des Burggrafen. Aber die „Flühmatte" und die „Rinderschäcken" waren nicht der einzige Schatz von Hans Peti's Gehöfte und des Grafen Jägermeister Moriz hatte immer noch einen Hintergedanken im Herzen verborgen, wenn er Hans Peti's Rinder rühmte und seine Kälber als die schönsten und brävsten bezeichnete, welche in der gräflichen Küche an den Bratspieß gesteckt wurden. — Hans Peti's einziges Töchterlein Chüngunde hatte schon lange dem Jägermeister Moriz mehr als alle Hasen, Füchse und Gemsen der Berge in die Augen gestochen und wir hätten sie ihm auch herzlich gegönnt, denn er war ein schöngewachsener Mann, — wenn er nur reinere und edlere Absichten gegen das liebliche Alpen=

röschen im Herzen getragen hätte. Der Jägermeister verstand sich aber auch meisterhaft auf seine Profession und schoß das Wild in freier Feldjagd wie auf dem Anstande, ja man wollte sogar behauptet haben, daß er mit dem einen Auge über den Rohrschaft nach dem Wildpret und gleichzeitig mit dem andern nach den vorüberwandelnden Landestöchtern gezielt habe. Dieses Talent wußte aber der Graf an seinem Jägermeister zu schätzen und, wenn es sein mußte, besonders gut in seinem Nutzen zu verwenden, ohne sogleich mit Gewalt und roher Willkür die Sitten und Gewohnheiten seiner Landeskinder zu verletzen, von denen er besonders die zarten, gleich den schlanken Fichten des Schloßbergs aufgeschossenen Simmenthalerinnen auf seine Weise ein Bischen lieb hatte. So war es denn gekommen, daß auch der Graf der schönen Chüngunde unter'm Wald einmal zu tief in die reinen, schwarzblauen Augen geschaut und dafür ein unruhiges Herz unter seiner tönenden Rüstung auf seine Burg getragen hatte. Er versuchte alle nur erdenklichen Mittel die „Chüngunde“ auf sein Schloß zu bringen, aber sein Rathen und Thaten war vergebens. Chüngunde war eine unter freiem Himmel emporgeschossene Blume und die Burgluft hätte den Milchrosen ihrer Wangen den Schmelz geraubt. Kurz, Chüngunde wollte nicht gehen und Hans Peti, der bald merkte, wo den Grafen der Schuh drückte, war auch nicht der Meinung seine Dienstbarkeiten in der Weise an die gnädige Herrschaft abzutragen. Der Graf war aber ein Graf und als solcher ein Herr der Gewalt, die er auch zu Zeiten gegen Widerspenstige

unnachsichtlich ausübte, aber jetzt war einmal die Zeit nicht günstig, denn der trotzige „Bär“ kratzte schon gewaltig um seine Ringmauern herum und obwohl ihn der mächtige Greierzer an der Laubegg tüchtig auf die Tatzen gezwickt hatte, so konnte er ja wieder kommen — denn der „Bär“ schreibt sich die erhaltenen Püffe gern hinter die Ohren — und in diesem Falle war es denn gar gut, wenn hinter seinen Lanzenknechten auch die willfährigen Bauern kampfgerüstet marschirten. — Kurz, der Graf war sehr zufrieden, als er merkte, daß sein Jägermeister am liebsten hinter der Flühmatte jagte und dem Hans Peti Haldi seine Rinderschäcken und die Chüngunde rühmte. Dachte er ja klug genug: „Kriegt sie der Moriz, so kommt sie auf's Schloß und was er kriegt, das kriegen wir beide und damit Holla!“ — So der Graf. Der Jägermeister hatte nebenbei aber auch noch seine eigenen Pläne zu Faden geschlagen, wie der Simmenthaler sagt, und dachte bei sich selber auf seinen dunkeln Waldgängen: „Hans Peti's Chüngunde ist das schönste Kind auf der Welt und wenn ich die auf's Schloß bringe, so soll's ein Fest geben, wie auf Blankenburg noch kein's ist gefeiert worden! Das soll mich Wunder nehmen, ob mir der Graf nicht ein Freilehen gibt. — Und ich sollt' sie nicht kriegen? — Weibsblut, Weibsblut ist allen Rittern und Jägern gut, ai, ai! Moriz, das wär' noch ein lustigers Späßchen, als wo du den trotzigen Wendschatz am heißen Steine in die Pfanne gehauen und dir die Oberjägerstelle verdient hast!“ —

Was sagte aber Hans Peti zu den Rechnungen des

Jägermeisters? — „Kommst mir ganz recht in den Garten geflogen, grüner Vogel; sollst meine Chüngunde haben, denn Einer muß sie doch unter die Haube bringen, aber wart' nur, dafür will ich dir erst noch ein paar Federn ausrupfen. Chüngunde kommt als Frau Jägermeisterin auf die Burg, aber dafür muß die Flühmatte frei werden, so wahr ich Hans Peti heiße. — Das war nun allerdings ein fein angelegtes Rechnungsexempel, schade nur, daß zum Facit noch zwei nicht unwichtige Faktoren fehlten, nämlich die Chüngunde, Hans Peti's einzige Tochter und der arme Tagwanner Syfret im Ried. Chüngunde's Wangen färbten sich wie Scharlach und ihre tiefblauen Augen glänzten wie die Sonne im Morgenthau, wenn der Syfret mit der Holzaxt auf der Schulter in der Flühmatte erschien. Außer ihm war aber auch Keiner in der ganzen Thalschaft, der sich rühmen konnte, von dem schönen Nelkenmunde Chüngunden's einen Kuß der Liebe empfangen zu haben. Dafür war aber Syfret auch der treueste Vasalle Chüngunden's; rein wie gediegenes Gold und wie der Spiegel des Wassers und wer die schön gekreuzelte Scheiterbige vor ihrem Fenster gesehen hätte, dem wäre gewiß nicht entgangen, daß Syfret die glättesten Scheite zu dem zierlichen Baue mit Absicht ausgewählt haben müsse. — Wenn dann zuweilen während der Arbeit das Fenster aufging und Chüngunden's Lockenkopf mit den seidenen Haarflechten hinter den Nelkentöpfen erschien und dem armen, am Boden knieenden Syfret beifällig zulächelte, wenn er die aufgespaltenen Scheite kreuzweis vor ihrem Fenster aufschichtete, da war's dem guten Burschen oft-

mals zu Muth, wie Einem, der nicht weiß, ob er mehr über sein Glück jubeln, oder über sein Unglück weinen solle. „Chüngunde kann niemals dein werden; bist ein dummer Bursche an den Augen zu hängen, die der stolze Jägermeister und dein Oberherr — der Graf, ja der Graf gerne sieht. Hans Peti will einen Freihof haben und Chüngunde soll ihn, muß ihn und wenn's ihr auch das Herz bricht, — bezahlen. Du aber, Syfret, kannst gehen und Holz spalten, hast ja nichts auf der Welt, was ein solches Herz verdienen könnte. Thörichter Bursche! Kannst ja noch einmal des gnädigen Jägermeisters Holzspalter werden und vor dem Zimmer der Frau Jägermeisterin Chüngunde die tannenen Scheite bigen. — Aber wenn der „Bär" dein stolzes Schloß bricht und die Flammen hinter dem Schloßbühl aufflackern, dann soll's noch dein Glück sein, Syfret, für die arme Chüngunde zu sterben." Nach solchen schwermüthigen Betrachtungen schlug dann seine Axt in die tannenen Spälten, daß die Scheite surrend umhersprangen und die Späne und „Spreißen" in die Fenster flogen, daß die Scheiben klirrten. Chüngunde, welche wohl wußte, was solche Anflüge von Leidenschaft zu bedeuten hatten, kam dann jedesmal, wenn es sich ohne Aufsehen zu machen, thun ließ, mit einem verwelkten Strauße vor der Brust die Stiege herunter in den „Holzschopf" und sagte mit einem liebreichen Tone zu dem gequälten Freunde: „Laß doch deinen Unmuth, Syfret, du weißt ja wohl, daß ich dir gut bin und niemals dich lassen werde. Hast mir ja zweimal das Leben gerettet, einmal als mich die wüthende Kuh auf den Boden warf und

das zweite Mal, als ich die Fluh herunter gefallen wäre, wenn nicht deine Hand mich gehalten hätte. Sieh, diesen Nelkenstrauß mit dem Buttelröschen trug ich damals; grad heute sind's zwei Jahre und zwanzig Tage, Niemand hat dir's gedankt, guter Syfret, aber deine Chüngunde, d e i n e, Syfret, d e i n e — wird's nicht vergessen.“ Husch war sie weg in die Küche und Syfret's Axt zertrennte wieder in gleichmäßigen Schlägen die abgesägten Klötze, die Scheite und Spreißen surrten nicht mehr um die Fensterscheiben und der arme Holzspalter hatte wieder Hoffnung gewonnen.

* * *

Es war Spätherbst. Die Ahornen unter'm Wald ließen die Blätter fallen und die fahlen Abhänge der Gebirge mahnten an den kommenden Winter. Schwarzgrau ragte der Thurm von Blankenburg zwischen den Tannen empor und das Wächterhorn hallte weithin durch die Lüfte. Es war Sonntag Nachmittag. Hans Peti's Kühe weideten friedlich im Grase der Flühmatte und um das Haus herum war's so still wie im Grabe. Hans Peti war auf die Burg gerufen worden, um gewisse Angelegenheiten zu bereinigen und Alles war ausgeflogen bis auf Chüngunde, welche unter einem Ahorn saß und den grasenden Rindern zuschaute. Neben ihr saß Syfret im Ried, abermals verstimmt und trübsinnig, denn Hans Peti's Ruf auf's Schloß war ihm wie ein Stich durch die Seele gegangen, denn er wußte wohl, was sein Loos war, wenn der Graf seine Absichten ausführen wollte. Auch Chüngunde war nicht so froh und heiter wie sonst; böse Ahnungen trübten

seit einiger Zeit ihre faltenlose Stirn, denn drei Nächte nach einander hatte das Haus geschwankt und der Boden unter ihren Füßen gezittert und ihr kam's so vor, als wenn ihr ein Unglück bevorstände. „Vor Fürsg'fahr, Erdbidem und Wassernoth bewahr' uns der liebe Gott, — mir aber ist's gleich, was kommt, wenn's nur mich trifft, Chüngunde, ohne dich möcht' ich nicht Burggraf zu Blankenburg sein," sagte Syfret und blickte noch trüber durch das Thal hin und beide horchten schweigend den Klängen des Abendglöckleins, das von dem Kirchlein des hl. Stephan ennet dem Walde herüber tönte. — Gerührt und begeistert umschlang er wie in einem Anfalle von Wahnsinn den schneeweißen Nacken der Jungfrau, zog sie fest an seine Brust und küßte wild und stürmisch den rosenrothen Mund der Geliebten. Dann sprang er auf und sang im Tone der Leidenschaft:

„Lieb' Vöglein vom Wald, lieb' Vöglein vom Wald,
Es hat dich ein Jäger gefangen;
Er stellt' dir mit goldenen Schlingen nach,
Und ob's auch dem Vöglein das Herze brach,
Lieb' Vögelein blieb darin hangen.

Leb' wohl, Chüngunde! Und wenn du Frau Jägermeisterin bist und etwa vom Schloßbühl in's Ried hinüber siehst, so denk' an den Syfret, den Holzspalter und wenn du dann etwa hörst, daß der „Bär" kommt, so denk' dann, heut ist Syfret's Hochzeitstag und auf der Burg soll's dann ein Fest geben, wie auf Blankenburg noch kein's ist gefeiert worden. —

Leb' wohl, mein Schatz!" — und damit wäre er fortgerannt, hätte nicht im selben Augenblicke Chüngunde

aufspringend den Gequälten am Arme gefaßt und zurückgehalten. Er blieb auf ihr Zureden und setzte sich, aber die trübe Stimmung wollte ihn nicht verlassen. Wie sie nun so da saßen und mit Augen voll Schmerz auf die von der Abendsonne beschienenen Dachzinnen der stolzen Ritterburg hinschauten, siehe da nahte sich ihnen, ganz wie aus dem Boden erwachsen, ein seltsames kleines Männlein. Seine rothen Augen glänzten wie Feuer und jeder Blick schien bis in's Innerste der Seele zu dringen. Sein Gesicht war blaß und abgezehrt, die Wangen hohl und merkwürdig, weder Syfret noch Chüngunde waren im Stande die Augen von ihm abzuwenden; unverwandten Blicks mußten sie diese grauenhafte Erscheinung anstarren. Auf dem Kopfe trug es eine weiße Zipfelmütze und zuweilen schien es gar, als wenn seine Füße den Boden nicht berührten. Wie es durch das Gras ging, bewegte sich kein Halm, aber als es unter den Ahorn trat, wo Syfret und Chüngunde saßen, so fingen die Aeste an zu wiegen und die Blätter zitterten wie im Wettersturme. Beide erfaßte ein kalter Schauer, wie sie das seltsame Männlein mit dem von bleifarbigen Ringen und Flecken entstellten, eisigen Antlitz immer genauer betrachteten und kaum wagte Syfret die Frage: wo es hin wolle? „I will ga hinden use wüsche," erwiderte es kurz, mit der dürren Hand nach dem Hintergrunde der Berge weisend und ein unausstehlicher Leichengeruch floß ihm zum Munde heraus. Die Blätter des Ahorns rauschten wieder und weg war das Männlein über alle Zäune und nirgends eine Spur mehr von ihm zu erblicken. Ein langes, ernstes Schweigen folgte

der merkwürdigen Erscheinung, bis ein abermaliger Wächterruf von den Zinnen zu Blankenburg die alten Erinnerungen in ihnen wach rief und an's Scheiden mahnte. Kurz und leidenschaftlich und nicht ohne Thränen war der Abschied und Beiden kam's so vor, als wenn sich bis zum Wiedersehen gar Vieles ändern könnte. — Spät kam Chüngundens Vater nach Hause, aber noch früh genug, um das Herz der Tochter zu brechen. „Chüngunde, freu dich, wirst jetzt eine Jägersfrau und die Flühmatte ein Freilehen. Gelt, Kind, das ist kein übler Schleck für des Bauers Töchterlein! Hab' aber den grünen Vogel dafür gerupft, auch die Zelgmatte ist frei und Hans Peti's Freihof kann nun in Zukunft die Füße in der Siebne netzen." So redete Hans Peti zu seinem Töchterlein und ein kaum bemerkbares, um die Mundwinkel spielendes Lächeln verrieth die behagliche Stimmung des schlauen Siebenthalers. Chüngunde schwieg betroffen und unterdrückte, was in ihrem Herzen laut werden wollte, bis Hans Peti erzählte, daß diese Woche eine gräfliche Jagd stattfinden und über acht Tage die Hochzeit mit großer Pracht auf dem Schlosse gefeiert werden solle. Jetzt mußte es heraus, das schwere Wort, und wenn's auch hinter sieben Schlössern im Herzen verborgen gewesen wäre: „Vater, Vater! o, ich nehme den Jägermeister nicht, Chüngundens Herz gehört keinem andern als dem armen Syfret im Ried, der's zweimal verdient hat; du weißt's ja, Vater, und es hat ihm's noch Niemand gedankt." So redete Chüngunde und eine Thräne trat ihr in's blaue Auge, das den Vater so liebevoll bittend angeblickt hatte.

„Was, du willst den Bettelmenschen, den Holzspalter heirathen! — Das würde sich schicken für Hans Peti's Bauernhof, du dumme Schneegans. — Doch geh', wir werden darüber nicht lange streiten; die Sache ist abgemacht, über 8 Tage ist Hochzeit und du wirst wissen, was du zu thun hast, wenn der Hans Peti befiehlt!" Damit ging der neue Freibauer unter'm Wald zur Thüre hinaus. Chüngunde aber saß noch lange am Fenster und schaute mit verweinten Augen in die stille Nacht hinaus. Der volle Mond warf seine Strahlen weit über das Thal hinunter nach den Schlössern Laubegg und Mannenberg, während dem die Flühmatte und Hans Peti's Hof den Strahlen desselben verborgen unter'm Waldhügel im tiefsten Schatten lagen. Die leichten Nebelwölkchen, welche am Himmel hin und her zogen, wurden immer kleiner und der ganze Himmel glich einem See, auf dem sich vom Winde bewegt unzählige Wellen kräuseln. „Arme Chüngunde," seufzte sie, „so unzählige, wie jetzt diese Wölklein da oben, werden nun auch deine Thränen und Seufzer werden und du, armer Syfret, der du mir so gut bist, wirst dir ein Leid anthun, wenn deine Chüngunde — o Gott, wie soll das werden! — vom Vater, vom lieben Vater, um schnöden Gewinns willen, an den Blankenburger verkauft wird." Spät ging Chüngunde zu Bette, um das Ruhekissen mit neuen Thränen zu benetzen.

* * *

So standen die Sachen, als sich unerwartet ein furchtbarer Vermittler ankündigte; dieser Vermittler war die Pest, der schwarze Tod, vom Simmenthaler die

„große Schwinden“ genannt, weil die Leute unvorbereitet inmitten ihrer Lebensgenüsse dahinschwanden. — Da schützte kein Alter, kein Stand, kein Geld, keine Klugheit und keine ärztliche Hülfe vor der kalten Umarmung des Todes. — Das blühende Mädchen wurde aus den Armen des Jünglings gerissen und den küssenden Mund entfärbte mit Todesblässe die schreckliche Krankheit. Die Zunge, die Worte der Liebe lispelte, schwoll auf, die Augen sanken in ihren Höhlen und bleifarbige Ringe und Flecken als sichtbare Anzeichen des unvermeidlichen Schicksals entstellten die rosigen Wangen. Das Kind auf dem Schooße der Mutter, der Mann an der Seite der Gattin, der fröhliche Wanderer auf der Straße und selber der Todtengräber am Grabe der Gestorbenen sank dahin wie vom Schlage getroffen und ein unausstehlicher Leichengeruch kündete sogleich zum Schrecken der Lebendigen den Zustand der Verwesung an. Mit Furcht und Zittern blickte Jeder dem Andern in's Antlitz und floh, wie von Geistern verfolgt, sobald er das Aufschwellen der Hände und Lippen und die schwarzen, todverkündenden Flecken erblickte. Einsam und verlassen fielen die Unglücklichen ohne Hülfe und Trost dahin und keine liebende Hand war zugegen, um ihnen noch im Scheiden die Augen zuzudrücken. Ein Leichenwagen folgte dem andern, stumm und gesenkten Blickes hinter ihm die wenigen Begleiter, eines ähnlichen Schicksals harrend, das heute Diesen und morgen Jenen in die Grube warf, ohne Klang der Glocken, ohne Gebet und ohne Klagen der Seinigen. Denn Jeder dachte nur an sich oder eigentlich an gar nichts und erwartete in

thatloses Hinbrüten versunken mit beklommenem Herzen den Schlag seiner eigenen Todesstunde. Ein namenloser Schrecken erfaßte beim Auftreten der nie erlebten Krankheit alle Gemüther. Eine Todesnachricht nach der andern flog von Munde zu Munde. Jeder wollte das seltsame Männlein bald in dieser, bald in jener Gestalt gesehen haben; Wunder und Zeichen bemerkte man überall. Bald waren es nie gesehene Ringe um Sonne und Mond, bald schwebten schwarzbehangene Särge in der Luft herum; mitternächtliches Klopfen an Fenstern und Thüren, Todtenthau und Todtenuhr, von unbekannten Stimmen beim Namen gerufen werden und hundert andere Wahrzeichen wurden als Vorboten des Todes angesehen, herumgeboten und geglaubt. Alle Ordnung war aufgelöst und Jeder that, was ihn gut dünkte. Die Einen glaubten in dem Unglück eine Strafe des erzürnten Himmels zu erblicken und suchten ihr Heil in einer alle Schranken der Vernunft überschreitenden Selbstquälung und leerer Frömmelei zu erblicken. Tage lang wurde gebetet, geseufzt, geklagt und mit Heulen und Zähnklappen die Pforten des Himmels bestürmt. Jede Arznei und Vorsicht wurde verschmäht, weil man jedes Widerstreben gegen den strafenden Arm der göttlichen Gerechtigkeit als verdammungswürdig betrachtete und mit einer unbezwinglichen Resignation gleich einem willenlosen Opfer den Todesstreich erwartete. Andere hingegen verloren alle sittliche Kraft und lebten dahin, wie das Vieh. Hunderte sah man berauscht und wild, Mann und Weib, Jüngling und Mädchen, sich von Genuß zu Genuß in die Arme der Wollust stürzen, um den

furchtbaren Gedanken an das nahe, vernichtende Schicksal zu übertäuben oder den kurz zugemessenen Becher der Lust bis auf die Hefe zu leeren. Mit wildem Jubel warf man die schwarzen, vom Pesthauch angesteckten Leichname, oft bevor sie kalt geworden, zur Thüre hinaus auf die unaufhörlich vorbeirollenden Leichenwagen, um des störenden Anblicks los zu werden, bis ein neues Opfer den Kreis der bis zum Wahnsinn erhitzten Leichtsinnigen wieder enger gezogen hatte. Nur wenige hatten den Muth in Mitten einer solchen gesellschaftlichen Zerrüttung ihren bisherigen Geschäften zu leben und unbekümmert über dem Treiben der Muthlosen und Verwegenen ihre Pflicht zu thun und das Uebrige in die Hände desjenigen zu legen, von dem der Psalmist spricht: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab trösten mich.“ — Jetzt erst zeigte sich der wahre Werth des Lebens, da auch der Gesundeste nicht eine Stunde desselben versichert sein konnte. Die schönen Herbsttage gingen vorüber und die Sonne des Himmels, welche mit ihren Strahlen so oftmals die beschneiten Spitzen der Berge vergoldete, stieg unbewundert hinter die Hügel hinab, da die Sonne des Lebens so düster hinter die zahlreichen Erdhügel der Gräber hinuntersank. — So eigenthümlich wie die Krankheit sich dem Einzelnen durch eine vorausgehende Mattigkeit und Muthlosigkeit, wie durch die bleifarbigen Ringe und Flecken des Leibes und das Aufschwellen der Hände und anderer Körpertheile ankündigte, so eigenthümlich kündigte sich auch deren Verschwinden durch

mehrmaliges und heftiges Ernießen an. „Helf' d'r Gott!" „Zur G'sundhit!" ertönte dann der Gratulationsruf der Umstehenden, wenn der Kranke ernoß und damit zu seiner größten Freude der Todesengel an seinem Bette schonend vorüber ging. Denn Keinen traf das Todesloos, wenn er einmal ernossen hatte; — ein neues Räthsel der fürchterlichen Pest, die mit eiserner Consequenz ihr bestimmtes Ziel verfolgte. — Und nun, liebe Leser, was ist wohl aus Chüngunde unter'm Wald und dem armen Holzspalter im Ried geworden? — Hat sie das Grab bedeckt und ihrem Sehnen ein kurzes Ende gemacht? Keines von beiden. Chüngunde lag am nächsten Mittwoch Morgen traurig in ihrem Fensterflügel, den Ellbogen des rechten Arms auf das Gesimse gestützt, das schöne Köpfchen mit den seidenen Lockenhaaren auf die Hand gelegt und sah traurig zur Fahrstraße hinab, auf welcher ein Leichenwagen nach dem andern über die knarrenden Steine nach dem Kirchhofe fuhr. Hans Peti war wieder auf dem Schlosse wegen der Hochzeit und dem Freilehen und sein Töchterlein dachte unterdessen an gar Manches, das niemals laut geworden ist. Jetzt war's also da, das geahnte, durch das schreckliche Männlein und das Erdbeben angekündigte Schicksal. Das „Hinderusewüsche", das am Rätzliberg hinten bei den herrlichen Siebenbrunnen anfing, den Tobias Bächler, als er auf seinem Melkstuhl saß und eine Kuh zu melken im Begriffe stand, als erstes Opfer ergriff und durch das ganze Thal langsam wie sein unheimliches Gespann, der Leichenwagen, hinausschritt, dieses Hinwegwischen der Menschen hatte auf

grauenerregende Weise begonnen. — Eben war sie nach Hause gekommen und hatte im Nachbarhause mit angesehen, wie der erbarmungslose, kalte, schwarze Tod eine blühende Freundin fast ohne Klagelaut in eine Grauen erregende Leiche verwandelt hatte. Hoffnung und Furcht durchwogte abwechselnd ihre Brust, je nachdem sie entweder an den Jägermeister und das Schloß oder an ihren verlassenen Geliebten dachte. Wie gerne wäre sie hingeeilt, um der quälenden Ungewißheit los zu werden. Ist er vielleicht schon gestorben oder liegt allein und verlassen auf seinem Krankenbette? Und ich darf nicht einmal hingehen und ihn trösten; o wenn es sein könnte, lieber wollte ich mit ihm sterben, als ohne ihn in die Hände des Grafen fallen. Doch nein, Chüngunde — und wie sie so weiter dachte, siehe, da kam ein neuer Leichenwagen und hinter ihm inmitten der wenigen Begleiter Syfret, der sich zuweilen umwandte und nach dem offenen Fensterflügel der Flühmatte hinauf schaute. Er will sich opfern, der Arme, weil er keine Hoffnung mehr hat und du, Chüngunde, solltest seiner unwürdig werden! Jetzt will ich thun, was ich längst thun wollte. Die Unglücklichen! man flieht sie; Syfret, ich will dir folgen und sie aufsuchen.

Zu denjenigen, welche durch übermäßige Bet- und Bußübungen das Leben zu erhalten suchten, gehörte auch ein dürres, geiziges Bäuerlein, Hans Jaggi Spitz in der Wolfey. Aengstlich lauschte er auf jede abenteuerliche Nachricht, schloß sich beständig ein, wenn Leichenzüge vorübergingen, um die schauerlichen Leichname nicht zu sehen. Alle Gebete, welche er von Krieg,

Pestilenz und jähem Tod im Gedächtnisse hatte, sagte er täglich und stündlich, oft ein Dutzend Mal nacheinander her, immer ängstlicher und inbrünstiger, je schrecklicher sich die Nachricht über die Verheerungen der Krankheit gestaltete. Da er gehört hatte, daß die Krankheit mit Frösteln sich ankündige, heizte er aus Todesfurcht täglich den Ofen, um nicht etwa durch einen natürlichen Frost in irgend einer Weise den Leichenfieberfrost zu reizen und der Theetopf mit einem Absutt von Widertod stand auch des Nachts neben seinem Bette. Als er aber sah, wie auch ein frommer Nachbar nach dem andern von der Krankheit ergriffen wurde und plötzlich dahinstarb, da erfaßte ihn ein namenloses Entsetzen. Schnell packte er eine Menge Lebensmittel und Kleidungsstücke in einen Sack zusammen und floh nach dem Reichenstein hinauf in die Berge unter das Dach eines Heuschenerleins und hoffte allda, fern von aller menschlichen Gesellschaft, sein Leben zu fristen, nicht bedenkend, was die Schrift sagt: „Nehme ich der Morgenröthe Flügel und bliebe am äußersten Meere, so würde mich doch deine Hand daselbst finden.“ — Im Schlosse zu Blankenburg aber lebte in diesen Tagen Alles herrlich und in Freuden. Man hoffte durch falsche Verachtung der Gefahr, durch einen leichten Sinn und ein leichtfertiges Leben den so gefährlichen Trübsinn zu verbannen. Tag und Nacht wurde Fest auf Fest gefeiert und selber Hans Peti, der wohl einsah, daß kein Berechnen und Zählen, kein Klügeln und Deuteln, kein Drohen und Zwingen gegen diesen unbekannten, schrecklichen Gegner verfänglich war, half als Gast, wenn auch mit etwas

verlegener Miene, die qualvollen Stunden vertreiben. — Er hatte nichts dagegen, daß der Jägermeister gleichsam mit Gewalt auf die Verbindung mit Chüngunde drang, denn er konnte trotz Pestilenz und schwarzem Tod das feine Spekuliren nicht lassen und dachte in seinem Herzen, Chüngunde könnte sterben und dann wäre es aus mit dem Freilehen; es ist gut, wenn er sie jetzt nimmt, so ist dem jungen Hans Peti unter'm Wald ein warmes Plätzchen bereitet, wenn's dem alten Lehenbauer auf der Flühmatte unerwartet an die Beine gehen sollte. — Chüngunde aber suchte unbekümmert um alle Festlichkeiten im Schlosse die armen Leidenden auf, die in den Nachbarshäusern ohne Pflege herumlagen. Für Jeden hatte sie ein Wort des Trostes und ungeachtet der eckelhaften Ausdünstung der Pestkranken stand sie inmitten der Gefahr helfend und rettend wie ein Engel des Himmels und beschützt von der Hand des allmächtigen Gottes. Auch Syfret war immerfort der erste und letzte beim Leichenwagen und am Grabe und wagte sich überall hin, wo Hülfe nöthig war. — Nie wurde sein Arm laß und sein schlummerloses Auge müde und wie merkwürdig, auch ihn wollte der gesuchte Tod nicht von seiner hoffnungslosen Liebe erlösen. — So wurde er eines Abends spät mit andern noch ganz unerwartet in die „Flühmatte" gerufen und wie erschrack er, als er eintrat und den alten Hans Peti in den letzten krampfhaften Zuckungen des Todes erblickte. „Wo ist Chüngunde?" war sein erstes Wort, aber Niemand wußte, wo sie war und ihm blieb nichts übrig, als zur Rettung der übrigen Hausgenossen den verwesenden Leichnam so

schnell als möglich im Leichenwagen an den Ort seiner Bestimmung bringen zu helfen. Als er zurückkam, begegnete ihm Chüngunde, welche laut weinend nach dem Friedhof eilen wollte, um noch einmal in das entstellte, erloschene Auge des Vaters blicken zu können. „Zu spät, mein Schatz," sagte Syfret mit gebrochener Stimme und indem er sie zurückhielt, „er ist hinunter; wär' ich dort, so hättest du den Vater noch und ich wäre glücklicher." Chüngunde, welche zu spät von der Krankheit des Vaters Nachricht erhalten hatte, war nach Hause geeilt und schon war der liebe Vater ohne Gruß und Abschied von seinem lieben Töchterlein in's stille Kämmerlein gewandert, wo man keine Pläne mehr macht. Hans Peti's Wunsch war erfüllt, der schwarze Tod hatte ihm ein Freilehen gesichert. Chüngunden's Herz war zum Springen voll; schluchzend lag sie am Busen des Freundes und siehe, da faßte sie auf einmal ein unerklärlicher Schauer, abermals flüsterten die Zweige des Ahorns — es war der nämliche, unter dem sie Abschied genommen hatten — und eine unerklärliche Furcht hatte sie ergriffen. „Ach Gott," seufzte sie, „giebt's denn weder im Himmel noch auf Erden ein Mittel, diesem schrecklichen Tode zu wehren? Syfret, er wird auch dich mir entreißen."

„Eßt Brunellen, Bibernellen und Dickdam,
So sterbet ihr nit All' von dann",

erscholl plötzlich hinter ihnen die wohlbekannte Stimme des schrecklichen Männleins; abermals rauschten die Blätter, ein Modergeruch verpestete die Luft und dann war nichts weiter wahrzunehmen. Auch dießmal ermannte sich der furchtlose Syfret und fragte in die

Nacht hinaus, ob denn die „Schwinden“ nicht bald aufhören werde.

„Hinten im Rytz der Hans Jaggi Spitz ist der letzt der stirbt,“ war die Antwort, aber auf alle folgenden Fragen war nichts mehr zu hören und selber das Laub am Baume hing regungslos an den Zweigen. Mit neuer Hoffnung schieden Syfret und Chüngunde, die aber schon der nächste Morgen wieder zertrümmerte. Kaum war im Schlosse zu Blankenburg Hans Peti's Tod bekannt geworden, so forderte der Graf gebieterisch das unbeschützte Opfer nach dem Schlosse. Jetzt hatte Chüngunde keinen rechtlichen Beschützer mehr und sah wohl ein, daß dem ungestümen Drängen des Jägermeisters, sie auf sein Schloß zu bringen, mit Hülfe des Grafen bald die rohe Gewalt folgen werde und so kam es auch. Als Moriz sah, daß mit Locken und Schmeicheln nichts auszurichten war, nahm er eines Morgens, es war gerade im Dezember am Stephanstag nach Weihnachten, mehrere Lanzenknechte, um sich nach der Flühmatte zu begeben, um Chüngunde zu holen und nöthigenfalls unter Anwendung von Gewalt. Allein bevor er einige hundert Schritte vom untern Schloßhof entfernt war, rief ihn urplötzlich das wohlbekannte Horn des Thurmwächters zurück. Ein schweißtriefender Bote war im Schloß erschienen, der andere Arbeit angesagt hatte, die schwerer war, als Weiber zu fangen. Schon lange hatte zwischen den Greyerzern und denen von Freiburg und Bern eine blutige Fehde bestanden, die zwar endlich zu einem faulen Frieden geführt hatte. Allein bald nachher griff der Graf von Greyerz die Freiburger neuerdings

an und Bern, das den letztern die anbegehrte Hülfe nicht versagte, zog mit den Thunern und Frutigern das Simmenthal herauf und stürmte die stolzen Burgen Laubegg, Mannenberg und Blankenburg und wie vorher die Pest, so mähte nun auch der Tod des Schwertes die durch die allgemeine, infolge der Alles lähmenden Seuche entstandene Verwirrung sicher gemachten Ritter sammt ihren Burgen darnieder. Hei, da lachte Syfret's Herz laut auf bei dem Klange der Harsthörner, bei dem Schalle der Trompeten, Flöten und Geigen und wie die Helme und Morgensterne auf der Ebene von Zweisimmen erglänzten, da war er einer der Vordersten, welche in den Reihen der Berner heranstürmten, um in Blankenburg ein Fest feiern zu helfen, wie nach dem Ausspruche des Jägermeisters noch kein's war gefeiert worden. Glutroth loderten die Feuerflammen der Schlösser zum Himmel hinan und ringsherum tanzten die Berner beim Schalle der Hörner mit den herbeigelockten Töchtern und Weibern des Simmenthals den bachantischen Reigen und spotteten der muthlosen Frömmler in tumultuarischem Gesange:

„Der unserer Buße wolle pflegen,
Der soll Roß' und Rinder nehmen,
Gäns' und fette Schwein'
Damit so gelten (bezahlen) wir den Wein.“

Immer wilder wurde der Jubel, während dem die brennenden Balken und Pfosten zu Blankenburg „Chüngunden's und Syfret's“ Glück und den Freihof der Flühmatte, so wie den Untergang einer langjährigen Willkürherrschaft nebst den frisch aufgeworfenen Leichen-

hügeln einer dahingeschiedenen Menschheit schrecklich beleuchteten. — Das war ein Neujahr der Freiheit, der glücklichen Liebe und wie das wunderbare Männlein den Liebenden angedeutet hatte — ein Tag des Lebens für ein neu erblühendes, freies Geschlecht in den Alpen und Thälern des Simmenthals.

* * *

„Eßt Brunellen, Bibernellen und Dickdam,
So sterbet ihr nit All' von dann",

hatte die Erscheinung geweissagt und wirklich, sobald der Kranke einen Abguß von diesen in jener Gegend überall wachsenden Kräutern getrunken hatte, so stellte sich das Zeichen der Genesung — „das Ernießen" — ein und ein freudiges „Helf' d'r Gott!" ließ den Leidenden neuen Muth und Zutrauen gewinnen. Aber wie schrecklich hatte der Tod seine Hippe geschwungen! Fast alle Ehen waren aufgelöst, viele Erbansprüche gänzlich erloschen und die Lebensmittel in solcher Menge vorhanden, daß die jungen Knaben anstatt mit Steinen mit hartgewordenen Geißkäslein zum Ziele schossen. Chüngunde und Syfret lebten reich und glücklich auf dem Freihof der Flühmatte; aber noch wußte Niemand wohin der Hans Jaggi Spitz in der Wolfey geflohen und was aus ihm geworden sei. — Siehe, da dachte noch der glückliche Syfret an die trostloseste Nacht seines Lebens, wo er den alten Hans Peti auf seinen Freihof — das Grab — gezügelt hatte und der Ausspruch des seltsamen Männleins trieb ihn fort in die Berge, den Verlassenen zu suchen. Wirklich fand er ihn auch eines Tages, als bereits der junge Lenz mit neuem

Leben und frischen Blumen die Thalgründe des Simmenthals geschmückt hatte, todt und beinahe verwest in einem Heuscheuerlein, das an eine steile Halde gebaut war, zuoberst im Reichenstein. Zum Andenken an den glücklichen Finder und den unglücklichen Flüchtling heißt der Berg die „Syfretsegg" und der oberste und hinterste Theil desselben, wo der Hans Jaggi gefunden wurde, der „Spitz" bis auf den heutigen Tag.



V.

Der Ziegenhirt von Bethlehemsried.

Zwanzig Minuten von Zweisimmen entfernt liegt links an der Straße nach Lenk das Dorf Bettelried. Der gegenwärtige, scheinbar etwas anrüchige Name hat aber zweifelsohne einen gar schönen Ursprung und wird wohl nicht ohne Grund hergeleitet von Bethelried oder Bethlehemsried. In der frommen Zeit des ersten Christenthums war es eine allbekannte und geübte Sitte christliche Ortschaften nach denen des heiligen Landes zu benennen und für unsere in Frage stehende Ortschaft war vielleicht um so eher noch eine Veranlassung dazu, weil Bethelried ungefähr in der Mitte lag zwischen der Hauptkirche in Zweisimmen und der dahin kirchgenössigen Betfiliale und Wallfahrtsstätte des heiligen Stephanus in der heutigen Kirchgemeinde St. Stephan. Lassen wir indessen die Namensableitung den Alterthumsforschern und wenden uns zu unserer Sage. In diesem Bethelried oder Bethlehemsried lebte vor alter Zeit ein Ziegenhirt, der nicht etwa seine Ziegen, denn deren hatte und vermochte er leider keine, sondern diejenigen von Reich und Arm der ganzen Ortschaft zu hüten und zu weiden hatte. Daß so viele Sagen und Märchen sich mit dem Leben und Treiben der Ziegenhirten beschäftigen, läßt uns schon einen Blick werfen auf ihr so wenig beneidens-

werthes Loos und ein solches hatte auch der Ziegenhirt von Bethlehemsried aus der täglich eröffneten Schicksalslotterie dieses ungewissen Lebens gezogen. Sein Weg war weit und schwer; bis hinauf in die Sattelberge, in die Grashänge des Ganthorns, der Holzfluh, der Mieschfluh, des Brunnenhorns und der kleinen Spillgerte mußte er seine Ziegen treiben und von früh Morgens bis spät Abends war oft ein kümmerlich zugemessenes Stück Brod seine einzige Nahrung. Da der Hunger eine Uhr hat, die stets vorläuft, so aß er oft sein Mittagsbrod schon um zehn Uhr und litt dann Hunger, bis er spät Abends wieder einen Tisch fand, der für einen Ziegenhirten selten reichlich gedeckt war. Noch jetzt kennt der Simmenthaler-Dialekt das Wort „geißhirten", womit er alle Diejenigen neckt, welche ihre Mahlzeit vor der durch die Landessitte oder den sogen. „Brauch" festgesetzten Zeit genießen und hungrig sein, wie ein Geißhirt, ist zur Volksredensart geworden. Mit hungrigem Magen und leeren Därmen Ziegen hüten, heißt das Leben, wie der Simmenthaler sagt, von der wüstern Seite erfahren und von dieser Seite erfuhr es auch bitter genug unser Ziegenhirt von Bethlehemsried. Wie oft sehnte er zur Zeit der Sonnenwende, wenn die Tage nicht enden wollten, den Abend herbei, während dem die Sonne noch hoch am Himmel stand und nirgends eine Beere mehr zu finden war, seinen Hunger zu beschwichtigen. Wohl ward ihm hie und da bei den Sattelsennen ein Trunk Milch; allein wie oft und viel führte ihn sein Weg seitabwärts in Wald und Klüfte des steilen Maulenberg oder hinauf in die felsigen

Ritze des Ganthorns und der Mieschfluh, oder sogar in die Felsenreviere der Spillgerte. Je anstrengender sein Weg war, desto größer wurde natürlicherweise auch sein Hunger und hundertmal saß er in der Sonnenhitze auf einem abgeplatteten Steine, auf einem halbvermoderten Baumstrunk oder einem bemoosten Stocke, barg sein sonnenverbranntes Gesicht in seine schwieligen Hände, weinte und verwünschte sein Loos. Als er wieder einmal in einem solchen Augenblicke bitterster Verstimmung hoch oben zwischen der Miesch- und Brunnenfluh auf dem Heueggli saß und traurig hinabsah in die grünen, sonnigen Gründe des zwischen der Spillgerte und dem Albrist sich ausdehnenden Fermelthals, kam von der Brunnenfluh her ein Zwerglein zu ihm und überreichte ihm ein ganz kleines Gemskäslein mit den Worten:

„Is Alltag, is g'nug,
Is es nie ganz, süscht bischt unklug" —

und verschwand wieder hinter der Felswand, woher es gekommen war. Von jetzt an war die Noth unseres Ziegenhirten nur noch eine trübe Erinnerung und seine Hutschaft eine freudig erfüllte Pflicht. Ob er nun viel oder wenig bekam von den Leuten war ihm ganz gleichgültig, denn das Gemskäslein des Zwergleins war ein „Tischlein deck' dich", das nie leer stand. Aß er auch am Tage das Käslein bis auf einen noch so kleinen Rest, am Morgen jedes folgenden Tages fand er's in seinem Sacke so rund und ganz, wie es aus der Hand des Zwergleins gekommen war. Jahrelang bewahrte er den Spruch desselben treu in seinem Gedächtniß und wie sehr ihn auch hungerte, denn die Tage waren lang

und das Käslein klein, stets ließ er einen Rest, wenn er auch schon die Worte des Zwergleins:

„Iß Alltag, iß g'nug,
Iß es nie ganz, süschst bischst unklug, —

nie so recht zu deuten verstand. Einst aber, als er bei dem über alle Maßen rohen und geizigen Bauer Hans Jörg in der Roos den Tischgang hatte, mußte er Tag für Tag mit einem kleinen Stücklein Brod sich abspeisen und begnügen lassen und da es Herbst war und die Ziegen ihre Wanderzüge von der Mieschfluh bis unter die Felshörner der beiden Spillgerten ausdehnten, so wurde er eines Tags, als er von früh Morgens bis Nachmittags vier Uhr unaufhörlich herumgewandert war, so leidenschaftlich hungrig, daß er in seiner Gierde den Spruch des Zwergleins vergaß und das Käslein ganz aufaß. Wie erschrack er aber, als er am nächsten Morgen sein Säcklein leer fand und erst jetzt, als es zu spät war, die Warnung des Zwergleins: „Iß es nie ganz, süschst bischt unklug," richtig deuten und verstehen lernte. Wie oft er auch weinte und wieder hungerte und stundenlang auf dem Heuegglisattel mit verlangenden Augen an den Fluhbändern und Felsgesimsen des Brunnenhorns hing, ein helfendes Zwerglein ließ sich nie wieder sehen.



VI.

Der fremde Gast auf dem Stierenseeberg.

Vor alten Zeiten kam viele Jahre nacheinander zur Sommerszeit ein scheinbar armes Männlein auf den Stierenseeberg und fand dort während seinem Aufenthalte bei den freundlichen Sennen gastliche Aufnahme und Bewirthung. Von früh Morgens bis spät Abends grub es mit emsigem Fleiß aus den Felsen und Felsklippen der Spillgerte Steine hervor, wurde aber dafür von den Sennen, bei denen es nach vollendetem Tagewerk einkehrte, nur ausgelacht und zum Besten gehalten. Einmal aber, als es wieder von den Sennen geneckt wurde, gab es mit bedeutungsvollen Blicken zur Antwort: „Ihr möcht wohl lachen zu meiner Arbeit; ihr werft euern Kühen oft Steine nach, allein wenn ihr wüßtet, daß diese Steine oft mehr werth sind, als die Kühe, denen ihr sie nachwerfet, so würdet ihr mich weniger auslachen.“ Eines Sommers aber, als es Abschied nahm, dankte es den Sennen recht herzlich für ihre ihm erwiesene Gastfreundlichkeit und bemerkte dabei, daß es nun nie mehr wiederkommen werde und wirklich, es kam auch nie wieder. Viele Jahre nach dieser Begebenheit mußten zwei dieser Stierenseebergsennen in den Krieg ziehen. Als das Heer im Felde lag, kam eines Abends ein vornehmer Herr in's Lager, frug den beiden

Sennen nach und lud sie ein, zu ihm zu kommen, da er ihnen Dinge, über die sie sich verwundern werden, mitzutheilen habe. Wie erstaunten sie aber, als sie von einer kostbar gekleideten Dienerschaft in einen prachtvollen Palast geführt wurden, woselbst ein überaus vornehmer Herr sie freundlich empfing und zur Tafel lud. Die Sennen, welche durch diese nie gesehene Pracht nicht wenig in Verlegenheit geriethen, blieben wie bezaubert stehen und wünschten bei sich selber, wieder umzukehren. Allein der vornehme Herr, der die Freundlichkeit selber war, führte sie in einen reich dekorirten Speisesaal und ließ ihnen auf einer Marmortafel ein köstliches Mahl vorsetzen. Der Herr, der sich gleichfalls zu ihnen setzte, sich mit ihnen über allerlei gleichgültige Dinge unterhielt und sie nöthigte, die goldenen Pokale recht fleißig zu leeren, bemerkte dann endlich mit einem wohlgefälligen Lächeln, ob sie sich nicht noch eines unbekannten Männleins erinnern, das vor Jahren zu ihnen auf den Stierenberg gekommen sei und aus den Felsen der Spillgerte Steine geschlagen habe? Dieses Männlein sei Niemand anders, als er selbst und all' sein Vermögen verdanke er einzig und allein den Goldsteinen der Spillgerte. Den beiden Sennen fiel's nun, da sie den unbekannten Herrn erst recht anzublicken wagten, wie Schuppen von den Augen und vor lauter Erstaunen wußten sie gar nicht, wie sie ihre Verwunderung ausdrücken und was sie antworten sollten. Allein der reiche Herr verstand es so gut, sie angenehm zu unterhalten und ihnen so herzlich für die ihm auf dem Stierenseeberg erwiesene Gastfreundlichkeit zu danken, daß sie den

ganzen Abend durch heiter und guter Dinge waren und ihr Kriegshandwerk gänzlich vergaßen. Am Morgen wurden sie von ihrem einstigen, goldsuchenden Seeberggaste ebenso freundlich als reich und großherzig beschenkt wieder entlassen.



VII.

Die Goldsucher auf dem Blasenberg.

Zu einem Manne in Schwenden hinter Diemtigen kam einst ein Zauberer und theilte ihm mit, daß auf dem Blasenberg und im Alpetli Gold zu finden wäre, das aber von bösen Geistern gehütet werde. Hierauf machte er ihn mit einem Zauberspruch bekannt und gab ihm Anleitung, wie er die Geister bannen und den Schatz heben könne. Der Mann von Schwenden begab sich dann auch wirklich mit einer Hutte am Rücken und mit einem Pickel bewaffnet auf den Blasenberg, der zwischen dem Alpetli und der Spillgerte liegt, und fing an zu graben. Allein unglücklicher Weise hatte er im rechten Augenblicke den Spruch des Zauberers vergessen und nun erschien ihm in der Gestalt eines schwarzen Mannes ein Geist und suchte ihn zu verhindern, indem er ihn anblies und verursachte, daß Alles, was er ausgrub, wieder in die Grube zurückfiel. Endlich verlor aber der Goldsucher die Geduld und schlug mit seinem Pickel nach dem schwarzen Manne. Allein wie herzhaft er dreinschlug, die Schläge fruchteten nichts und hallten dumpf zurück, als wenn er an einen Wollensack geschlagen hätte. Der Widerstand des Geistes und die Furcht zwangen ihn endlich seine Arbeit einzustellen. Als er

nach Hause kam, schwoll ihm sein Gesicht auf und wurde ganz schwarz und der Mann mußte mehr als einen Monat lang das Bett hüten und war nahe daran sein Leben zu verlieren.



VIII.

Die Goldader der Spillgerte.

Zu Oberried bei Zweisimmen lebte einst ein armer Mann, der nur mit Mühe im Schweiße seines Angesichts seine zahlreiche Familie zu ernähren vermochte. Einmal stieg er hinauf in den Schafsattel, um Arvennüsse zu sammeln und war so recht seelenbetrübt, daß der redliche Fleiß seiner Arme und Hände nicht hinreichte, den Seinigen ein besseres Schicksal zu bereiten. Auf einmal hörte er hinter sich in den Geröllhalden der Spillgerte ein Geräusch, ähnlich demjenigen, das die Gemsen verursachen, wenn unter ihren Sprüngen die Steine weichen und abwärts rollen. Er drehte sich um und gewahrte, was er bis dahin noch niemals gesehen hatte, unten an den Felsschöpfen der hintern oder großen Spillgerte einen gelben, glänzenden Streif. Er ging hin, forschte nach und fand, daß dieser Streifen Gold war. Nun grub er oft und immer bei Nacht von diesem Golde hervor und verdeckte jedes Mal das Loch mit einer alten, herbeigeschleppten Stallthüre, die er mit Moos und Steinen beschwerte. Von dieser Zeit an wurde die mittellose Familie reich und glücklich; allein der Grund dazu blieb für Jedermann ein Räthsel. Als nun der Mann alt geworden war und sein Ende nahe fühlte,

wollte er noch schnell das von ihm bis dahin so wohl verwahrte Geheimniß seinen Söhnen offenbaren und ihnen die Goldgrube zeigen. Allein auf dem Wege dahin verstarb er urplötzlich und die Söhne konnten trotz allem Suchen die Grube nicht finden und der Streifen mit dem Golde blieb auf immer verloren.



IX.

Die Wasserfrau auf der Mieschfluh.

Auf der Mieschfluh, südwestlich von der Spillgerte und mit prachtvoller Aussicht auf das Thal von Lenk und dessen Hintergrund, stand einst ein kleines Hüttchen, das ein junger Mann mit seiner kleinen Heerde den Sommer über bewohnte und in dieser stillen Felsen-Einsamkeit allein und glücklich war. Ein merkwürdiger Umstand sollte ihm dieses Glück zerstören. Jeden Tag, wenn er seine Ziegen nach dem nahen, grasreichen Heueggli auf die Weide trieb, begegnete ihm eine wunderschöne, junge Frau in Brautkleidern, die in einem Kruge Wasser trug, das sie am Heuegglibrunnen geholt hatte. Drei Jahre lang ging diese merkwürdige Frau mit ihrem Wasserkruge an ihm vorbei, ohne daß er je daran gedacht hätte, sie anzureden. Daß er's nicht that, war sein Unglück. Einmal, als sie wieder wie bisher an ihm vorüberging, bot sie ihm, ohne ein Wort zu sprechen, aus dem Krug zu trinken an; allein der Mann wies sie mit schnöden Worten ab und erwiderte barsch:

„Ich esse Geißkäs und Brod,
Trink du, thut dir Wasser noth."

Von diesem Augenblicke an erschien die Frau nicht wieder; allein mit ihr wich auch das Glück, das er so

unbedacht verscherzt hatte, vom Häuschen des Mannes. Seine Ziegen verliefen sich und stürzten in die Abgründe und der herrliche Brunnen, den oft im Vollmondsglanz die niedlichsten Zwerglein umtanzten, versiegte endlich ganz. Der Mann wurde nach und nach so arm, daß er keine Ziegen mehr zu kaufen vermochte und von seinem Hüttchen, das der Wind zerriß und über die Felsen stürzte, ist heutiges Tags nicht einmal mehr der Platz zu finden, auf dem es gestanden war.



X.

Das Zwerglein am Kumiberg.

Der oberste Theil des Kumibergs, eine schöne, glatte, dem Dorfe Zweisimmen zugekehrte, steile Grasfläche, die im Frühjahr oft von blühenden Anemonen ganz weiß aussieht, heißt Galm. Das Mannszeichen oder Steinmannlein, das dessen Kuppe krönt, liegt 2127 Meter oder 7090 Schweizerfuß über Meer. Da der Galm von jeher zu steil war, als daß ihn die Kühe zum Abweiden ohne Gefahr hätten betreten können, so wurde das daselbst wachsende Alpen- oder Ritzheu im Spätsommer abgemäht, zu sogenannten Tristen geschichtet und später in's Thal geschafft. Da oben in sonniger Höhe wuchsen in üppigster Fülle die Bärenwurz, das Nadelgras, die Arnica, die Alpenaster, die schneeweiße Berglilie und das farbige Alpenveilchen und verbreiteten zur Blüthezeit einen so süßen Wohlgeruch, daß die Bergmännchen aus ihren Grotten stiegen, um sich auf grüner Trift im hellen Sonnenschein zu baden und unter Blüthenduft und Blüthenpracht ihre sinnigen Spiele zu spielen und froh zu sein. Eines dieser Zwerglein war so beherzt und den Sennen, welche das Heu abzumähen kamen, so zugethan, daß es nicht nur nicht davon floh wie die andern, sondern sogar bei der Arbeit Hand

anlegte und so geschickt dabei verfuhr, daß seine „Made“ immer die sauberste, glätteste und schönste von allen war. Allein wie oft wird das Gute mißachtet, das uns ohne Kampf und wie von selbst in den Schooß fällt. Jedesmal, wenn das Zwerglein kam, pflegte es sich zuerst auf eine große, unterhöhlte Steinplatte zu setzen und einen Augenblick hinab zu schauen in's Thal, das sich als ein grüner Wiesenschooß zu beiden Seiten der kleinen und großen Simme vor seinen Augen so lieblich ausbreitete. Eines Morgens früh, bevor das Zwerglein, das mit der Sonne kam und ging, erschienen war, feuerten die Sennen, um sich einen schlechten Spaß zu machen, unter die Platte und machten sie so heiß, als sie immer nur konnten, sich schon im Voraus der possirlichen Sprünge freuend, welche das verbrannte Zwerglein machen werde. Wie die Sonne mit ihrem Morgengold die Höhen des Wildstrubels, des Rohrbachsteins und des schwanenhalsigen Wildhorns umsäumte, kam auch das Zwerglein und setzte sich seiner Gewohnheit nach auf die Steinplatte, um zuerst, bevor es die Sense zur Hand nahm, seine Blicke über das Thal schweifen zu lassen, das noch im Schatten lag und wo so viele Menschen wohnten, die es ja so lieb hatte. Allein im Augenblicke, da es ohne Arg sich niedersetzte, sprang es mit einem gellenden Schmerzensausruf wieder auf und die Heuleute, die ihm zugeschaut hatten, erhoben ein schallendes, schadenfrohes Gelächter. „Weh euch, ihr falschen Leute!“ rief mit zornglühenden Augen und tief entrüstet das Zwerglein aus, „zur Strafe für euere Bosheit sollt ihr jedes Jahr die schönste und beste

Kuh verlieren.“ Mit diesen Worten verschwand es und zwar für immer; allein seine Verwünschung ging nur zu wörtlich in Erfüllung. Die Sennenleute wurden durch Schaden an Vieh nach und nach so arm, daß sie genöthigt waren, den Berg zu verkaufen.



XI.

Der Rath des Zwergleins.

Auf der Bodenfluhalp in Zwischenflüh bei Diemtigen waren einmal die Knechte des Sennen damit beschäftigt, oben an einem ziemlich steilen Hang Steine zusammen zu legen, um eine sogenannte Lägermauer zu errichten. Wie sie so voll Eifer an ihrer Arbeit waren, gesellte sich unversehens ein Zwerglein zu ihnen und schaute, ohne eine Silbe zu sprechen, lächelnd zu, wie zuweilen die schweren Steine ihren Händen entglitten und mit Gepolter den Rain hinabrollten. Das Lächeln des Zwergleins verdroß mehr und mehr die Knechte und einer derselben frug endlich halb spöttisch, ob es ihnen vielleicht einen guten Rath geben könnte, damit sie mit ihrer Arbeit eher und besser fertig würden. „Ja,“ sagte das Zwerglein im Weggehen und sprach dann:

„Obsich g'rumt ischt numme Zyt versumt,
Nidsich g'rumt ischt ewig g'rumt.“

Dieser Ausspruch des Zwergleins ist nachher zum Sprichwort geworden.



XII.

Reichenstein.

Es haben einst vor Zeiten, auf steile Höh'n erbaut,
Viel stolze Ritterburgen in's Land hinaus geschaut:
D'rin übten mächt'ge Grafen der Vorzeit blutig Recht,
Der Bürger war nur Sklave, nur ein Tyrannenknecht.

Die Burgen sind gebrochen, vernichtet ihre Pracht,
Mit ihnen die Geschichte gestürzt in Todesnacht;
Nur dunkle Sagen melden erlosch'nes Ritterglück
Und Mauersäulen weisen in graue Zeit zurück.

Doch habt ihr nie vernommen und habt ihr nie gesehn,
Wie oft um Ritterburgen die Todten auferstehn?
Und durch die Lüfte schweben durch Klüfte ab und zu,
Und nirgends finden können die langersehnte Ruh'?

So will ich euch erzählen aus altersgrauer Zeit,
Die blutig auf zum Himmel noch heut' um Rache schreit,
Wie schreckensvoll die Stunde für sie geschlagen hat,
Daß Jeder wahren möge sich jeder bösen That.

Einst stand im Simmenthale die Feste Reichenstein
Auf einem Felsenhügel in einem Fichtenhain,
Und um den Hügel wiegte ein See den Fischerkahn,
In den die Ritter stiegen, der Feste sich zu nah'n.

Denn hinter See und Hügel lag eine grause Schlucht,
Wohin der Ritter stürzte, die, denen er geflucht.
Tief unten brauste schäumend in dieser Todtengruft
Der Schlündibach hernieder durch Fels und Waldeskluft.

Dort hauste lange Jahre ein reich' und stolz' Geschlecht,
Mit Schrecken, Blut und Eisen, Gewalt nur war sein Recht;
Die Unschuld fiel als Opfer in des Tyrannen Hand,
Noch heute schallt die Kunde davon herum im Land.

Und daß kein Mensch erfahre der schlauen Schliche Lauf,
Schlug oft er seinen Pferden verkehrt die Eisen auf;
Und ritt er, zu verüben bei Nacht ein Bubenstück,
Mocht' er auch vorwärts reiten, der Huftritt wies zurück.

So war die stolze Feste der Tugend schimmernd' Grab
Und manches Mädchen blickte dort hoffnungslos herab;
Es sah im Thal die Seinen, beklagte sein Geschick
Umspäht von wilden Knappen und des Tyrannen Blick.

Doch als nach langen Jahren die Rächerstunde schlug,
Und Keiner mehr geduldig die Sklavenkette trug,
Da sank das Schloß gebrochen von kühner Männer Hand
In Schutt und Staub zusammen im wilden Flammenbrand.

Doch Bösewichter finden im Tode selbst nicht Ruh',
Und ihre Augen schließt nicht einmal die Grabnacht zu;
D'rum heute noch zu büßen für Sünden groß und schwer,
Schwebt um die öde Stätte der Grafen Geist umher.

Und um die Geisterstunde in finst'rer Wetternacht
Hört man am Schlosses-Hügel, wie's donnert, stürzt
und kracht.

Und bei des Mondes Schimmer, umhüllt von Zauberschein,
Sieht man oft Ritter reiten tief in den Wald hinein.

Und hurtig schweben nieder die wilden Geisterreih'n
Vom Schwarzsee nach dem Thale zum Schlosse Reichenstein,
Und hundert Stimmen bilden den grausenvollen Chor,
Der durch die Lüfte schwebend betäubt des Wand'rers Ohr.

Und fragst du, was so schaurig des Nachts die Ruhe stört,
Was man zur Geisterstunde so schrecklich krächzen hört,
Dir wird zur Antwort wieder: Es fährt zur selben Stund'
Das „Dürstegjegg" hernieder vom Schloß zum Simmen-
grund.

Kein Stein ist mehr geblieben von diesem Burgverlies,
Das einst vom Gold der Ritter der Stein der Reichen hieß;
Der See ist ausgeleitet und schöner Wiesengrund
Umzieht den Felsenhügel annoch zur selben Stund'.

So fiel die reiche Feste, mit ihr der Ritterglanz,
Zerbröckelt liegt am Waldhang der stolze Zinnenkranz;
Was in die Zukunft leuchtet wie düst'rer Lampenschein,
Ist einzig noch die Sage vom Schlosse Reichenstein.



XIII.

Rüeggispfad oder Rüeggisfall.

(Simmenthaler-Dialekt.)

Kurze Vorbemerkung.

Der Simmenthaler-Dialekt, der keineswegs das ganze Thal hinauf die gleiche Färbung hat und schon zwischen Lenk und Diemtigen wesentliche Unterschiede aufweist, ist für einen Fremden wirklich sehr schwer verständlich in Schriftzeichen darzustellen. Der eigenthümliche, individuelle Klang gewisser Diphthongen und Selbstlaute, die harte Aussprache vieler Anlaute, die ungrammatikalischen Dehnungen und Schärfungen, sowie die Aussprache vieler Wörter, wie z. B. des Wortes „Cheäs" (Käse), wobei —eä— mit einem Lippenschlage und so auszusprechen sind, daß der Laut —ä— bloß ein trüberes —e— darstellt, sind absolut nur durch längeren Umgang mit den Thalbewohnern zu erlernen. Um die Klangfarbe der Laute möglichst annähernd richtig zu treffen, merke man sich ganz speziell, daß namentlich die Selbstlaute —i— und —u— trübe und dumpf klingen; —i— lautet ungefähr wie in der gewöhnlichen Volksaussprache —ie— in dem Wort Schiefer oder in den englischen Wörtern: liberty, will 2c.; —u— ganz ähnlich wie in den englischen: full, pull, to push 2c.; oft auch in einigen Gegenden fast wie —ue—. Trübe wie der

Vokal —u— klingt auch der Umlaut —ü—. Am Ende der Wörter ist der Selbstlaut —e— fast tonlos und ganz trübe zwischen —e— und —ä— und ganz kurz lautend. Oe— und —ue— müssen überdies wie in den Worten „choe", „zue" und in der Aussprache schnell aufeinander folgen. Die Consonanten b, d, g, z lauten als Anlaute meistens sehr hart und die Wörter: gange, blange, drache, zangge müssen wie ggange, bblange, ddrache, zzangge gesprochen werden; p und t lauten gewöhnlich weich wie b und d und das —ch— wird in Wörtern wie Chilhe, tuehe (Tuch machen) und nur wie ein einfaches —h— gelesen. Anderes, das sich darstellen läßt, ist aus der nachstehenden Probe ersichtlich. Der Simmenthaler-Dialekt weist in vielen typischen Ausdrücken, wie z. B. in dem Worte „Attu", „d'r Att" — das gothische „Atta" — in's graue Alterthum zurück und wäre wohl werth etwas mehr, als es bis dahin geschah, an's Licht gezogen zu werden. Schulbildung, Weltverkehr, Bücher und Zeitungslektüre drängen den ursprünglichen Dialekt von Jahr zu Jahr immer mehr in die entferntesten Thalbuchten und einsamsten Gehöfte zurück und die Zahl Derjenigen, die denselben rein und richtig sprechen können, muß nach und nach eine verschwindend kleine werden. Hunderte von Wörtern sind bereits gänzlich aus dem Dialekt verschwunden und andere, wie das von uns in der Sage gebrauchte „G'namu" — Namensbruder — werden nur noch vereinzelt und selten mehr angewendet. Wie viele Wurzelwörter, die heute nur noch durch Umschreibung erklärbar sind, stecken z. B. noch in unserm Dialekte und die durch

die Ausrottung desselben alle verloren gehen; wir erinnern zum Schlusse nur noch an folgende dialektische Verbalformen: g'schläsme, b'chime, stüngge, fippe, lafere, chrisme, chromne, chroßne, chürmele, bätschge, ääke, zäpfle, blibbe, rähele, gore, schwägle, waschle, schmatzere, sürfle, zwizwanggere 2c. 2c.

* * *

Es würdt sich deehenich dünnschindle, ob du afe=n= öppis g'hört hescht vom Albrischthore z'Santstäffe=n= obe=n=u van d'r Spillgerte, die wie=mu g'höert b'richte, nu sin em Bitz chützligi z'erstige sigi, u von dem si z'tuusigsartige Färmelthäli, das sich fin=e tolla Blätz wit, mu cha chomlich säge bis zum Gsür hinderhi, dem Albrischthore=n=um siner briite=n=Bi umliiret. Mim Duuhe nah macht's nit ganz d'Gattig, daß du grad viel wüssischt un oppa grüselich bschlagna sigischt, du machischt m'r zue=ne=suri Mine=n=u=drum han ich bim=m'r sälber g'sinnet=i=welli d'r, wenn du m'r lose=n=u=d'Oehre gönne wellischt, van da obe=n=aha es artigs, schöes G'schichtli erzelle. Ägsgüsi, G'namu! Hescht m'r oppa grad e Pfiise volli Tuback? I g'spüre=n=erscht jetze=n das ich mi Tubackseckel nit bim=m'r ha. Wiischt, i g'höere thürihalb d'r Lütte=n=d zu=n=dem groeße Tschuppe, wan grüselich gääre rüükt; das Seel u Tuuf vorb'häbe sigi, d'Pfiife=n=ischt mi Chalbergelte, i sugen=d'r grad d'r ganz Tag drand. — In dem Färmelthäli, van dem=i=d'r äbe jetze=n=erzelle will, sin d'r bigott nuch rächt gäbigi, g'schwatzigi u g'miini Lüt=u=nüüt wienigersch wan oppa z'hämehäbigi u faals dus gschnuppe=n=u bärze mech=

tischt es Mal uf d's Albrischthore=n=uehi z'ga, su über=chunschst du am Färmelbärg bin alle Stiefelene grüselich gääre=n=e=Tropf Milch z'triihe u wenn dus bigärscht su chunt nuch iina es Schrackli mit'r für d'r gan d'r Wäg z'ziige, damit du dich nit oppa nuch gangischt ga ver=luufe dur d'Färmelschufli uehi. Seltendich underiinischt es Mal oppa d's Huuszyt oder d's Bärgzyt d's Güegi achoe es chlindersch Uusflüügli z'mache=n=u=da uaha z'choe, su bis m'r de numme nit z'ehrgehnda=u=z'herrscheliga=u=gönn de=n=dene fründlihe, zuetäppische Lüttlene z'Muul u schwez em Bitz mit=ne=n=u=bis b'schiedeliha, su chan d'r de meh wan iina, oni daß du=n=im lang bruchscht z'bibbeeberle un=uf=den Eschte=n==umha z'tanze, d's gliich G'schichtli wan=i=d'r jetze=n=erzelle will, viel besser erzelle wäder ich. Wenn du nüüt dergäge heschscht u da=n=ich ja nüüschti es Mal mues afah, su will ich jetze=n=der=hinder; aber=i=sägendersch grad ungschiniert usa, du sollt mi de nit gan gan uuslache, wen ich oppa b'stäche selti; i bin de ging em Biz en ung'schichta Fäger gsi u ha mir Läbetag g'nueg g'leert, wills m'r ging em Biz an d'r G'lirnigi g'fehlt het.

Zue=ne=re Zyt, an die sich sälber mi=n=Enigroesatt nit es Mal me b'sinne mechti, sövel lang isch es sider har, het in dem Färmelthäli es b'standes Fraueli g'läbt mit sim iinzige Suh, der en Gemschijeger g'sin ischt un=e=Jag=giischt g'häbe het, wie=mu settigs wit u briit nüüt g'seh u nüüt g'hört het. Wen er nuch numme=n=oppa an de Wärchtige weh gange=n=ga jage, su hätti das nuch si Bschiid g'ha u weh=n=im nuch z'verzieh gsi; aber su menga Suntig, daß Gott geh het, su menga

ischt Rüeggi, denn grad e soe het d'r Suh von dem Frauli g'hiiße, mit sir Büre=n=uuf u z'wäg u der dür uuf, was heischt, was gischt, gäge=n=Bluttlig u gäge d's Ruuflihore=n=ga glüüßle=n=u=ga bäßle=n=um=alz=uus z'spin=tisiere=n=u=wen=er numme va Wytem in=e=re=Rifete oder in=eme Stiigolet öppis het g'höert troele oder hinder=e=me=ne=n=alte Rone oder Tanntschupper öppis het g'seh wiigge, su hin=im vur Angscht d'Oehre=n=afa g'nabbe=n=un=es ischt im ganz g'schmuecht u tubetänzig worde. Wan=er=du afe z'ringetsum fascht gar alze het nieder=g'macht g'häbe, soe das mu wit u briit um=en=andere=e=kiis Giißi=un=e=kiis Böcki meh g'merkt, verschwiege trappiert het u di Thieri nach u nach so b'süehigi si worde, wie bin de=n=arme Lütte im Ugschte d'r Schmutz, su hets du sin armi, alti Muetter doch ag'fange=n=es Bitzeli b'fihle u si het mu d'r tuusig Gottswille=n=ag'häbe er selti sich e chliin ergeh u höere mit sir Büre=n=in alle Flüehne=n=umha g'hije=u=n=imel afe vur Allem uus an de Suntige d's Jegere lan blibe u di arme Thierleni la lüwwe, das er imel och oppa es Mal in e Chilhe chenti fur=n=es Wort z'bäte=u=n=iinischt es Mal z'Heere=tisch z'gah. Du mueścht den guet verstah, er hättis de juschtement nit nöethig g'häbe dem Gwild e soe uffetziga z'si, si hin d'r de nuch bigottlich es tolls Sachli g'ha, soe das iru zwü se's ganz guet hätte chenne=n=dermit mache. Mu siit aber nit vergäbe, mu chenni si Natur nit äsſe u drum laaßi d'Chatz nit vo muse=n=u=d'r Hund nit vo schnuse. Die het im lang chenne ga chüderle=n=u=ga bibbeeberle, die ischt z'churz g'fröscheti gsi für soe n=e=Grindig ga z'cheere, den andstatt se's sir Muetter

z'Liebe z'thue u z'höere het=er=as grad z'Gunteräri ägs=präß z'Liid tha. Du würscht bin d'r sälber sinne, G'namu, i sigi em Bitz e gnietiga Brichti, gäll ja? Häb numme nit bang, langsam chunt z'lescht o wit, het d's Regenboli g'siit, i bin gliich iinischt richtiga, wenn du nuch weltischt van d'r Güetigkiit si u m'r nuch es Mal es Füür recke. — Jinischt an=e=me schöene, helige Suntig het si alz Müglicha ag'wendet für das er mit'ra z'Predig chemi; si het ne bäte u het mu g'flattiert u hets grad aniandersch welle g'hebt ha=n=u=dürhidrücke; aber uuha Parisöeli! Nüüt ischt guet für d'Uuge, da isch=i=a Läze choe fur das z'bhuute=n=un=i=d'ʒ Griis z'bringe. Mit verbrieggete=n Uuge het sie müeße zuegugge, wie=n=er di gladni Büre=i=d'Hand und d'r Wiidsack mit dem Bulverhore=n=uf=e=Buggel gnoe het u mit sim Kamerad, der o=ne=n=Utüüfel im Jage g'sin ischt, der dür uf ischt, wie wes an=e=me=n Ort im Chemy teeti brünne. Es ischt öppis grüselichs, soe=ne=Sucht z'hah; aber da gang; es luuft Menga dem Füli nah u lat d'Mehre z'Grund gah. Wills nu ganz früi g'sin ischt u d'r Mane g'schine het, su het ne d's alt Muetterli na=n=es Rungli nahi gugget u het sich b'sägnet u het grad usa g'huwlet, den es ischt=im vor g'si, es chenti liecht an=e=me=n=Ort e Mislingge oder öppis Unguets geh. Wa Rüeggi u sin Bigliiter si=n=i=d'ʒ Grimmi nehi choe, hi si nu niena nüüt g'merkt; es ischt alze so stills gsi, wie we d'Gemscheni och es Mal welte rüewwig sin=n=u Suntig ha. — Uber=n=es Schutzli anhi siit Rüeggi zu sim Kamerad: G'höerscht nüüt, wie's toeßet u baalet in d'r Gaaggeneschtflueh? D'r alt' Bock ischt gwüß da umha, i dörfti d'r Grind wette.

Jetze fa sie du a räble dur ne schützlich höiji, wüeschti Flueh embruf, daß iina=i=Hut=u=Haar gruset hätti, ne numme zue z'gugge. Rüeggi d'r nuch d'r Unghüriger gsin ischt wäder d'r Ander, ischt ging z'vorderischt gsi fur z'gugge, wan oppa e Chrache chemi oder e Bösche für sich drand z'ergriife. Ja wäger, mi lieba G'namu, das sin d'r zwee strub Kärliga gsi, die sich nit grad ab öppis erbrewt hi, gluub mersch numme, u we sie schoe Beed z'säme an de Chnödlene un an de Chneuwe blüetet hi, desse hin di nüüt g'achtet, de mu siit ging, es sige kiner Stiina su spitz, das nit druber tribi e Jegerhitz. Endlige cheme=si=du in es ganz schmals, schmals Gengli, das nit viel briiter g'sin ischt wan=e=Sinze fur me=ne Gadepfeschter u das d'rzue nuch abrittigs u stotzigs g'sin ischt. Dert z'hinderischt drind gseh si underiinischt es schnee=, schneechridiwiißes Gemschi mit brandcholschwarze Hürnele stah. Wie Rüeggis Kamerad das Züg g'seht, het er zue=n=im sälber gsiit: B'hüet m'r d'r lieb' Gott mi Liib u Seel, das ischt öppis nit guets, un es het=ne=n=ag'fange flüdere=n=u sacke wie=n=e=nassa Pudel. Wie=n=er umhi es Bizli zue=n=im sälber choe=n=ischt, schnaagget=er=fürhi zu Rüeggi u chüschelet im hübschelich i d'Oehre=n=u=siit: Sääg du, loos, dem Züg truwwe=n=i in Grundbode=n=i=nüüt, das giit de Cheer g'wüß nit alz mit rächte=n=Dinge zue; gluub mersch numme, das Thier ischt gar nit es Gemschi, das isch eh wa nit em böesa Giischt. J bitt=en=dich d'r tuusig Gottswille gang im nit oppa nahi u schüüs bi Liib und töedte nit zue=n=im, süscht chascht de gugge wie's d'r denn giit. Bsinnst du dich oppa nit meh, wie's d'r ae=n=es Mal in d'r

Rippprächtlisflueh, wan du zue=ne=me wiiße=n=Gemschthier g'schosse hescht, d'r Schutz het zur Züntpfanne=n=usi tribe u wie's d'r d'Uugsbrauwi u d'Uugstechla b'sengt het! Rüeggi het im kiis Ding lan drus gah, was im sin Bigliiter=i=d's Ohr g'runet het, u het schoe bin im sälber en Uberschlag g'macht, was er für ne schöeni Loesig us dem fürnehme Thier mache chenti. Andstatt mu z'folge wie's im oppa deehenich nützer weh gsi, chrüücht u rütscht er hübschelich, süferlich uf em Buuch dur d's Gengli dürhi gäge d's Thier. Aber=e=du b'hütis Gott! los m'r jetze, was das du fur nes truurigs End' gnoe het. Grad wan er d'r Hane=n=ufzieht u d'r Schutz wollt lan gah, het du das wiiß Gemschi düttlich, düttlich wie=n=e=Mensch ag'fange rede=n=u het mit=en=e=re giischter=hafte, tuusame Stimm' zue=n=im gsiit:

„Rüeggi, schlach di Rock um d's Huut,
Daß d' nit gseh mueschst,
Wand d' falle tueschst."

Wie=n=er g'höert het, daß en Giischt zue=n=im redt, ischt er schützlich, grüselich erchlüpft=u=wies ne süscht=i=kir Flueh, sie hätti möge su höiji sie alz sie hätti welle, im Mindschte=n=u=Gringschte oppa gruset het, su faht's im du underiinischt afa g'schwinde=n=u=g'sture wärde, un oni das mu si Kamerad, d'r mit=im sälber z'thüe gnueg gha het, numme hätti chenne=n=e=Hand recke=n=oder ne bin=e=me Rocksäcke=n=ergriife, ischt er etschlipft u grad bolzgrad uber d'Flueh usi g'stützt u mengs, mengs Chilchsthure höi abi g'falle=n=i=d's Grimmi, wan=e=si Kamerad grüselich z'erschlagna u z'erfallna z'säme g'läse=n=u=du hiimtrage het. Jez het du d'r arm Tropf g'wüßt,

was e soe-n-es wiißes Gemschi wärth ischt, es het im ja grad sis Läbe koschtet. — Gäll du, G'namu, das ischt bidenklich e truurigi G'schicht, ja wiiß Gott! Mu uberchunt Hüenderhut vur Gruse sa numme z'ghöere. Wenn du oppa es Mal iinischt es Lüüfli machischt dur e Färmel-i-un uber d's Furggi uber-i-d'Schwend, su chunschst du de nit wit van d'r Flueh verbi u chascht denn grad sälber uehi gugge u säge-n-obs dich oppa g'luschteti es Mal für-nes Lüwwe da oben-aha z'bürzle! Verstand u bigriif mich den aber nit oppa läz, i han de nadischt numme G'spaß! Damit ich aber mit mim Getamp endlihe z'Ledi chume, han d'r numme nuch iis z'säge: dem Gengli, wan-im-d'r Giischt erschiene-n-ischt un-e-n-ag'redt het, siit mu bis uf die hüttigi Stund' Rüeggispfad oder Rüeggisfall.



XIV.

Ritter Dagobert und Gräfin Kunigunde von Weißenburg.

I. Der Graf.

1. Seht ihr jene stolze Veste
Hoch im Thal der Simme stehn? —
Dorten sitzt der allerbeste
Ritter, mürrisch anzusehn.
Ihn bedrückt's mit Centnerlasten,
Gleicht er doch dem stolzen Schiff,
Das mit sturmgebroch'nen Masten
Scheitert an dem Felsenriff.

2. „Mächt'ge Burgen und Vasallen
„Zwang ich einst mit starker Hand,
„Mit dem Schwert gebot ich Allen
„Schon als Herr vom Oberland.
„Dort vom Weißland bis zur Simme,
„Bis zur Laubegg hoch hinan,
„Folgte meiner Herrscherstimme
„Welch' ein stolzer Heeresbann.

3. „Hab' ich nicht dem stolzen Bären,
„Der die Schwingen mir gestutzt —
„Mir zertreten meine Aehren —
„Jahre lang mit Macht getrutzt? —

„Bis zuletzt die feigen Vettern
„Friede schlossen ohne Noth;
„Als der Bär von Kriegeswettern
„War vor Laupen schwer bedroht.

4. „Half ich nicht dem deutschen Kaiser
„Heinrich auf den Römerthron?
„Und mir ward — so ruft er leiser —
„Hoher Ehren reicher Lohn."
„Fürst! du stand'st im Waffenspiele
„Ruhmgekrönt — am Grabesrand!
„Graf Johann — ein Schritt vom Ziele —
„Und dich schlug des Schicksals Hand!

5. „Und nun sitz' ich hier, gebrochen,
„Bürger gar der Bären-Stadt,
„Und mein Zorn bleibt ungerochen
„Ueber Falschheit und Verrath.
„Heut noch stürzt ich von der Zinne
„Mich hinab zu dieser Stund',
„Dächt' ich nicht der süßen Minne —
„Meiner Gräfin Kunigund'!"

6. Also sprach Johann der Alte,
Albocastra's edler Graf,
Den des Schicksals Hand, die kalte,
Mit so wucht'gen Schlägen traf.
Ihn durchzuckt's wie leises Mahnen:
Aus des Lebens Kampf und Streit
Zu den Gräbern seiner Ahnen
Sei der Weg nicht mehr so weit.

II. Die Anstiftung.

1. Es sitzt auf weichem Pfühle
Frau Gräfin Kunigund',
Der Abendwind, der kühle,
Küßt ihr den Rosenmund.

2. Ihr Haar in gold'nen Locken
Fällt auf den Hals so rein,
Wie Silberschnee in Flocken
Nicht reiner könnte sein.

3. Und vor der Anmuthsvollen
Kniet Ritter Dagobert,
Dem sie mit süßem Schmollen
Die kleinste Gunst verwehrt.

4. „Bezähme deine Triebe,"
Ruft sie mit schlauer List,
„Du weißt, daß meine Liebe
„Dir noch gebunden ist.

5. „So lang der Brummbär hauset
„Allhier als mein Gemahl — — —
„Du schweigst, mein Freund, dir grauset
„Vor kühner Männer Stahl!

6. „So geh' und streif vom Finger
„Den Ring, den ich dir gab;
„In diesem Felsenzwinger
„Wird wohl mir noch ein Grab."

7. Sie sprach's und durch die Laube
Von Geißblatt und Jasmin,
Huscht fort wie eine Taube
Die junge Freiherrin.

8. „O Kleinod, mir so theuer,"
Ruft nach ihr Dagobert,
Den wie ein wildes Feuer,
Der Liebe Gluth verzehrt.

9. Er eilt ihr nach. Entschwunden
Ist schon die Huldgestalt,
Ein Schmerz, gleich tausend Wunden,
Ergreift ihn mit Gewalt.

10. Und wie mit Engelsschöne
Täuscht ihn ein trüg'risch Glück,
Ihm ist's, als flüstern Töne:
„Sieh' vorwärts, nicht zurück!"

III. Die Bestattung.

Vom Kloster zu Ternschatten welch' düst'rer Glockenklang!
Was schallt von dort herüber ein Klageruf so bang?
Das Volk in schwarzen Gruppen sieht man am Wege stehn,
Von Albocastra's Mauern die Trauerfahne wehn.
Und sieh', da kommt die Straße daher ein Leichenzug;
Wer ist der edle Todte, dem seine Stunde schlug?
Vom reichverzierten Sarge, umrankt vom Trauerkranz,
Wie schimmern Stern und Waffen im Morgensonnenglanz.

Und Ritter und Vasallen und Grafen hoch zu Roß
Sieht man vorüberwallen, ein Zug fast endlos groß.
Und lauter, immer lauter, die Todtenglocke ruft
Das Haupt der Weißenburger nach der Familiengruft.
Da öffnen sich die Pforten zum nahen Gotteshaus,
Dort auf dem Katafalke stellt man den Todten aus.
Und Volk und Ritter drängen wehklagend sich herzu:
„Schlaf wohl, o edler Freiherr! Du gingst zu früh zur Ruh.
„Nicht auf dem Feld der Ehre, im wilden Schlachtenbrand,
„Bist du, o Fürst! gefallen, du fielst von Mörderhand.
„Du rittest aus zu jagen mit deiner Diener Schaar,
„Doch Keiner weiß zu sagen, wer wohl dein Mörder war.“
So klagten sie und weinten, da trat der Priester vor
Und hob das Haupt des Todten vom Kissen leicht empor.
Mit einem Kranz von Eichen schmückt er ihm noch das Haar,
Das schon mit Grabesblumen schneeweiß durchflochten war.
Dann spricht er zu dem Volke, das lauschend ihn umsteht:
„Wißt ihr, im Herrn Geliebte! Wer hier zu Grabe geht?
„Ja wohl hat kein Gemeiner vollendet seine Bahn,
„Das zeigt mir euer Weinen und euer Klagen an.
„Graf Johann war ein Ritter, dem steht ein Kranz nicht schlecht,
„Er war so klug im Rathe, wie tapfer im Gefecht.
„Ihn hat ein stolzer Kaiser geliebt und Freund genannt,
„Was seinem Volk er wurde, ist Alles euch bekannt.
„O könnt ich Bahrrecht üben, hier müßt der Mörder stehn,
„Mit Grausen noch die Wunden des Todten bluten sehn;
„Allein der geht verborgen, verflucht vom Herrn umher,
„Doch einst wird ihm, Geliebte! das Sterben doppelt schwer;

„Ihm folgt das Kainszeichen, wohin er eilt und flieht,
„Ihn wird der droben strafen, der in's Verborg'ne sieht."
So spricht der fromme Priester, dann deckt den Sarg man zu
Und Graf Johann der Alte find't bei den Vätern Ruh'.
Und als das Volk in Trauer allmälig sich zerstreut,
Entfernt sich auch ein Ritter, der fremde Blicke scheut;
Er irrt entsetzt von dannen, verwirrt, in sich gekehrt,
Und dieser Gottverlass'ne ist Ritter Dagobert.

IV. Der Abschied.

1. Frau Gräfin Kunigunde
Sie weint die Augen naß,
Und härmt sich Stund' auf Stunde
Und klagt ohn' Unterlaß:

2. „Wer hat dich mir entrissen?
Bist Du mir nun entflohn?
Ich weint' auf meinem Kissen
Um dich drei Tage schon.

3. Was zögerst du? Erbarmen!
O ende meine Pein.
O komm', in meinen Armen
Sollst du nun glücklich sein.

4. Du hast mich dir erstritten,
Der Preis — ein Todtenbaum!
O Gott! Was ich gelitten — —
Der Traum, der Traum, der Traum!"

5. So klagt sie schmerzzerquollen,
Zerwühlt ihr gold'nes Haar;
Wie ist verweint, verschwollen
Ihr glänzend' Augenpaar.

6. Da öffnet sich die Pforte
Von ihrem Kämmerlein;
Todtbleich und ohne Worte
Tritt Dagobert herein.

7. Ein Schrei — und Kunigunde
Stürzt auf den Ritter zu:
„O heiß ersehnte Stunde,
„Nun find' ich endlich Ruh'."

8. Sie ruft's, allein der Ritter
Stößt finster sie zurück,
Dann spricht er grausig bitter:
„Vom Mörder hoffst du Glück?

9. „Du hast mich angetrieben
„Zur fluchbelad'nen That,
„Verflucht sei all' mein Lieben,
„Das dir gegolten hat.

10. „Mich wird der droben strafen,
„Dem Keiner je entflieht,
„Es sah den Tod des Grafen,
„Der Herr, der Alles sieht."

11. Dann eilt er nach der Zinne. —
Hinab die Felsenwand
Wirft er das Pfand der Minne,
Den Ring von ihrer Hand.

12. Und eilt mit raschen Schritten
Zum nahen Bunschenbach;
Dumpf hallt von seinen Schritten
Im Schloß das Echo nach.

13. Und Gräfin Kunigunde
Sie sieht's und hört's nicht mehr;
Ihr ward's zu dieser Stunde
Um's Herz zum Sterben schwer.

V. Die Erscheinung.

1. Weißenburg, die stolze Veste,
Sank schon längst im Sturm der Zeit,
Hoher Mauern Ueberreste,
Zeugen der Vergangenheit,
Ragen einzig noch verworren
Ueber Strauch und Baum empor.
Nur ein Geist mit Rittersporren
Steht oft Mitternachts im Thor.

2. Eilet dann hinab zum Grunde,
Den der Bunschenbach durchrauscht;
Leise flüstert's: Kunigunde!
Und der Ritter steht und lauscht.
Und empor aus Schaum und Wasser
Taucht das schönste Frauenbild,
Leichenblaß, kein Tod ist blasser,
Aber engelschön und mild.

3. Gold'ne Locken reich umwallen
Nacken, Hals und Busen ihr;
Lippen, roth wie Blutkorallen,
Sind des schönsten Mundes Zier.
Und mit Augen, halb geschlossen,
Blau wie Frühlings-Enzian,
Sieht sie, rosig übergossen,
Fragend jenen Ritter an.

4. In der hocherhob'nen Linken
Weist sie traurig ihm den Ring,
Der dereinst mit gold'nem Blinken
Seinen Finger reich umfing.
Und er eilt sie zu umschließen — — —
Still ist Alles auf einmal,
Nur den Bunschbach hört man fließen
Durch den Buchenwald zu Thal.



XV.

Die Sage von der Entstehung des Gruben-waldbruchs.

„Es giebt keine Laubegg mehr!" Diese vielsagende Inschrift stand noch vor wenig Jahren auf einer eisernen Tafel an einem Felsen obenher der Laubegg zu lesen und bezog sich keineswegs auf die vom Laubeggfelsen herabgestürzte, sagenumdämmerte Castrum de Lubica, von der wir ein ander Mal reden wollen, sondern auf die alte, über den Laubeggstalden mühsam sich hinaufwindende Straße, welche um die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts mit einer neuen, dem Flußbette der Simme folgenden, allerdings weit bequemern vertauscht worden war. Um diesen Laubeggfelsen herum, den theilweise die neue Straße umzieht, lagert sich der obersimmenthalischen Sagengeschichte heiliges Land. Früher zierte ein kleiner Wasserfall am Fuße des Burgfelsens, der nur noch spärliche Mauerüberreste trägt, die enge, waldige Schlucht; heute, seitdem die Felsen des Flußbettes gesprengt worden sind, ist's nur noch ein donnernder Strudel; denn die neue, stets bedrohte Straße ist keineswegs auf Rosen gebettet und theilweise bereits schon verlassen und Antiquität. Ein Wegelagerer der schlimmsten Art gefährdete Tag und Nacht ihre Sicher-

heit und dieser Wegelagerer war Niemand anders, als der Gegenstand unserer Sage, der trotzige Grubenwaldbruch, der endlich die Straße zwang, obenher der Laubegg auf einer hölzernen Brücke die Simme zu überschreiten und sich durch die Felsen der obern Laubegg eine von den mörderischen Umarmungen dieses schwer zu besiegenden Feindes geschützte Bahn zu suchen. Ein böser Nachbar hält die Dorfschaft wachbar; einen solch' bösen Nachbar muß seit alter Zeit die einsam gelegene, zwischen dem Mannenberg und der Laubegg sich ausbreitende Bäuert Grubenwald an ihrer Seite dulden. Der böse Leumund dieses störischen Rollbach's, der mit seinem Geschiebe die Simme staut und der Versumpfung des obenher liegenden Thalbodens Vorschub leistet, ist bis an's Ohr der Eidgenossenschaft gedrungen und die Hoffnung, daß diesem schlimmen Thalvogte durch eine gründliche Verbauung und Ausrunsung des Simmenbettes einmal das Handwerk gelegt werde, ist eine wohl mehr als berechtigte. Von der Entstehung dieses Bruchs, dessen wildes Wüthen schon so vieler Hände Arbeit und Summen Geldes verschlang, erzählt der Volksmund eine gar hübsche Sage:

Steigt man vom Dörfchen Grubenwald über die außenher dem Graben gelegene Allment hinauf, so gelangt man nach einer starken halben Stunde mühsamen Steigens in einen von freundlichen Wohnhäusern und mächtigen Ahornen gezierten, überaus freundlich und sonnig gelegenen Wiesenschooß „auf den Hochstetten" genannt. Allerdings eine hochgelegene Stätte, aber eine heimelige und anmuthige, von der herab der Blick auf

Thal und Dorf mit Wonne schweift und zur Zeit unserer Sage soll es dort oben noch weit schöner und wohnlicher gewesen sein, als jetzt. Hier oben wohnte einst von freundlichen Nachbarn umgeben ein junges Brüderpaar. Ueber dem Hause, das sie gemeinschaftlich bewohnten, schien wie ein Cherub der Engel des Friedens zu schweben und die Mahnung des sterbenden Vaters, treu in Freud und Leid zusammenzuhalten, in Frieden und Eintracht zu leben und das väterliche Erbe gemeinschaftlich zu besitzen und zu verwalten, schien ihnen eine heilige, unverletzbare Pflicht zu sein. Lange Jahre wohnten sie auch wirklich so in Frieden und Eintracht beieinander und genossen den Segen ihres sel. Vaters, dessen schönste Hinterlassenschaft eine große, bis an den Grubenwald sich ausdehnende, prächtige Wiese war, durch die ein kleines, klares Bächlein floß. Einst an einem schönen Maiabend, als Duft und Blüthen und die sinkende, Fels und Grat vergoldende Sonne hinaus in's Freie lockte, saßen die beiden Brüder unter dem frischbelaubten Gezweige eines riesigen Ahorns, der auf jener schönen Wiese am Rande des Bächleins stand. Um sie herum weideten ihre Kühe, deren harmonisches Glockengeläute mit dem Murmeln des über Kies und Kiesel hingleitenden Bächleins und dem Lispeln des jungen Laubes wie anmuthig schön die feierliche, in Wald und Flur waltende Stille störte. Eine geraume Zeit saßen sie da, still und schweigsam vor sich hinblickend und dem Glockengeläute zuhorchend, das als sinniger Abendgruß von der weißen Kirche zu Zweisimmen wie lieblich rein und gemüthergreifend zu ihnen

heraufklang. Rührung und Liebe schließen das Herz auf und machen dessen Thore hoch und weit, die sonst der selbstisch-knechtische Geist des Eigennutzes fast immer verschlossen hält. Ergriffen von der Schönheit dieses Maiabends legte der eine dieser Brüder seine Hand in die des andern und sprach mit feierlicher, tiefbewegter Stimme: „Wie schön ist's doch hie oben und wie schön ist's wahrlich überall, wo Friede und Eintracht im Hause wohnen, wie bei uns; nicht wahr, mein lieber Bruder, so soll bis an das Ende unserer Tage Eintracht und brüderliche Liebe unter uns sein und unter uns bleiben." „Ja, Bruder," entgegnete der andere, die Hand des erstern in die seine schließend, „so soll es ewig bleiben; eher soll dies kleine Bächlein, das jetzt so still und friedlich durch unser schönstes Besitzthum rinnt, zu einem verheerenden Wildbache werden, der diese herrliche Wiese mit Schutt und Sand überführt oder sie wegreißt und zerstört, als daß wir je aus Streit und Zank, aus Hader und Unfriede uns entzweien und trennen sollten." „Das gebe Gott!" sprach der andere und beide gingen, nachdem die Sonne schon längst hinter den Höhen des Erbetlaubgrates verschwunden war, mit einem Herzen voll guter, neubefestigter Vorsätze, voll Bruderliebe und Verträglichkeit in's Haus zurück. — Zwei Jahre nach diesem Frühlingsabend unter dem Ahorn vermählten sich die beiden Brüder. Das trauliche, väterliche Haus wurde nun für die beiden Familien zu enge und es mußte zu einer Theilung der väterlichen Erbschaft geschritten werden. Diese Heirath und die dadurch veranlaßte Erbschaftstheilung waren zwei Nägel zum Sarge

ihres Glücks; die Frauen zogen ein in's Haus, der Friede aber floh hinaus. Ueber der Theilung der Ahornwiese, durch die das kleine Bächlein sich schlängelte, geriethen die Brüder mit einander in Streit. Seiner Frau zu Liebe wollte sie Keiner dem Andern lassen und die Abschiedsworte des sterbenden Vaters, Alles in Friede und Eintracht gemeinschaftlich zu besitzen und in brüderlicher Treue zusammenzuhalten, war in der Aufregung der Leidenschaft hin und vergessen. In den eigennützigen Streit mischten sich auch die Weiber und die beiden Brüder, die sonst keinen Tag getrennt leben konnten, mieden sich nun wie geschworne Feinde; anstatt wie sonst den Weg nach Zweisimmen oder von dort nach den Hochstetten zurück in brüderlicher Gesellschaft zurückzulegen, zog Jeder mit von Haß und Rache erfüllter Seele allein seines Weges. Der Freudenkelch der brüderlichen Eintracht und Liebe stand schon lange leer; allein der Wermuthsquell des Unfriedens und der Zwietracht goß des Lebens Unmuth aus über die künftigen Tage der entzweiten Brüder. Endlich mußte der Spruch des Richters zwischen den Unversöhnlichen entscheiden und am Gerichtstage widerhallten die Räume des Gasthauses „zum goldenen Löwen“ in Zweisimmen von ihrem Gezänke, ihren Flüchen und Verwünschungen. Derjenige, welcher vor dem Gerichte unterlegen war, lud den Andern mit frevelhaften Worten vor den Richterstuhl Gottes, vor das „jüngste Gericht“, und die als Zeugen berufenen Nachbarn konnten nur mit Mühe verhindern, daß nicht ein Kampf auf Leben und Tod eine rasche Entscheidung herbeiführte. Die Entscheidung kam, aber

auf andere Weise. Kaum einen Monat nach diesem Gerichtstage starb unerwartet schnell der eine dieser Brüder und drei Tage später lag auch der andere, ohne vorausgegangene, bemerkbare Krankheit, eine unerklärliche, unstäte Angst, die ihn nach dem Tode des unversöhnt geschiedenen Bruders befiel, abgerechnet, als Leiche im Hause. Am nämlichen Tage, als man die im Leben so feindlich getrennten Brüder auf dem Kirchhofe zu Zweisimmen friedlich nebeneinander in die kühle Erde bettete und die Hände rang über den unseligen, wie durch ein Wunder geschlichteten Bruderstreit, hörten in der Nacht die Nachbarn der Brüder auf den Hochstetten am Bächlein, das durch die streitige Wiese floß, ein eigenthümliches Geräusch, als hörte man Jemand am Rande des Bächleins mit einem Pickel oder einer Haue eifrig hacken. Da es eine mondhelle Julinacht war, so wagten sich einige Beherzte bis unter den Ahorn, in dessen Nähe das Geräusch gehört wurde, allein sie konnten Niemand bemerken. Schon am Vormittage des folgenden Tages zogen sich über den Höhen des Niederhorns und des Lueglengrats schwarze Gewitterwolken zusammen und im Nachmittag brach ein furchtbares, nie gesehenes Gewitter los und niederstürzende, von den fußdicht gefallenen Schlossen genährte Schlammbäche stürzten über die Abhänge herab und rissen einen großen Theil der streitigen Wiese weg und führten sie durch einen tief eingefressenen Graben als Schuttkegel in den Simmengrund hinab. Der durch nachfolgende Gewitter sich stets erweiternde Runs riß ein Stück nach dem andern in die Tiefe, bis endlich von jener unglückseligen Wiese

das letzte Stück, die letzte Scholle weggespült und verschwunden war. Das eigenthümliche Hacken und Klopfen, das vor dem ersten, schrecklichen Bruche gehört wurde, wiederholte sich auch später jedes Mal unmittelbar vor einem neuen Ausbruche; allein den mitternächtlichen Hacker, dessen so unheilverkündende Arbeit mit Grauen und Schrecken vernommen wird, hat noch Niemand gesehen.



XVI.

Die Sage vom Landvogtenhorn in Diemtigen.

Betrachtet man den zwischen Wimmis und Lenk liegenden Bogen des Simmenthals als einen Halbkreis, so bildet das der Niesenkette folgende, bis an das G'sür-horn und die Spillgerte sich hinziehende Diemtigenthal dessen Sehne. Bei Latterbach sich links wendend und dem Flußbette der Kihrel und später dem des Filderichs folgend, gelangt der das Simmenthal heraufkommende Wanderer über die Bäuerten Zwischenflüh und Schwenden, welche sich beide durch ein prächtiges Wiesen- und Alpengelände auszeichnen und einen vorzüglichen Viehstand ernähren, nach einem gut fünfstündigen Marsche in den Kilei hinauf, der sich mit seinen Nachbaralpen zwischen der Kileischeibe, der aussichtsreichen Männlifluh, dem Wannenspitz und der dem G'sürhorn vorgelagerten Thürmlihornkette als mächtiger, blumenreicher Alpenschooß ausbreitet. Gleich dem Roththal im Oberland ist auch die G'sürhorngruppe mit verbannten Geistern bevölkert, die der Volkssage nach hundert und ein Jahr lang auf ihre Erlösung harren müssen und inzwischen den Hirten, Jägern und Sennen in allerlei Gestalt erscheinen und mancherlei Spuck treiben. An die sogenannte G'sürhornschneide lehnt sich eine wildzerklüftete, runsendurchfurchte Felspartie, die schwarze Fluh genannt,

deren oberster, von drei zusammenstoßenden Kämmen gebildeter, abgeplatteter Kopf das Landvogtenhorn genannt wird. Hier stoßen die Grenzen der drei Thalschaften von Obersimmenthal, Frutigen und Niedersimmenthal zusammen und die schwarze Fluh bildet gleichsam eine Art Dreithälerstein inmitten einer einsamen Felsenwüste. Hier auf dieser Grenzwarte kamen vor alten Zeiten jedes Jahr am 24. August, als am Bartholomäustag, die drei Landvögte genannter Thalschaften zusammen, um sich in dieser luftigen Höhe bei Fleisch, Brod und Wein gütlich zu thun und Rath zu halten und Beschlüsse zu fassen über gemeinsame Zwangsmaßregeln zur Ausbeutung und Unterdrückung ihrer bereits schwer genug belasteten Unterthanen. Als einst wieder einmal an genanntem Tage die drei Tyrannen in gewohnter Weise auf ihrem Horn zusammen kamen, hörten die Aelpler der umliegenden Alpen, welch' erstere den Landvögten zu ihren schwelgerischen Gelagen alles Nöthige unentgeltlich hinaufschaffen mußten, mit schwerem Herzen zu, wie die drei Volksunterdrücker halbberauscht und im Uebermuthe ihrer Herrschermacht den Beschluß faßten, daß das Volk der drei von ihnen beherrschten Thäler ihnen ein dreistöckiges Schloß bauen und zur bessern Festigkeit des zu verwendenden Mörtels anstatt Wasser Thierblut von seinen Heerden dazu verwenden solle. Gegen diese neue, unsinnige Frohndienstpflicht protestirten zwar die Sennen; allein was würde es ihnen genützt haben, hätte sich nicht der Himmel mit seiner allmächtigen Hülfe auf die Seite der Bedrängten gestellt und mit urkräftiger Donnerstimme diese Ueber-

müthigen, welche alle Bitten und Wünsche ihres geknechteten Volks nur mit Hohn und Spott zu beantworten gewohnt waren, vor einem solch frevelhaften Ansinnen gewarnt. Im Taumel ihres wilden Festgelages hatten die drei nicht beachtet, wie sich allmälig die Sonne hinter graulichschwarzen Wolkenbergen verbarg und wie mit Blitzesschnelle vom nahen Wildstrubel ein Gewitter heranzog und von unheimlichen Windstößen daher getriebene Nebel sie sogleich mit einer eisigkalten Gewitternacht umhüllte. Mit dem ersten Donnerschlage, vor dessen lang verhallendem Rollen die Grundvesten des G'sürhorns und der Männlifluh erbebten, stoben die Landvögte von der Angst ihres bösen Gewissens gefoltert schreckensbleich auseinander und jeder von ihnen suchte so rasch als möglich einen sichern Abstieg zu gewinnen und sich zu retten. Allein in den Bergen ist der Nebel eine trügerische Landkarte und ein schlimmer Führer. Ueberall umdrohten sie gähnende Abgründe und klaffende Felsspalten und da keine Möglichkeit sich zeigte, den richtigen Weg zu finden, so mußten sie den schrecklichsten Gewittersturm mit seinen niederfallenden Blitzen, Schlossen und Regenschauern wehrlos und schutzlos über sich ergehen lassen und da sie in ihrer Todesangst das Gewitter mit dem wegverhüllenden Nebel für eine Strafe Gottes hielten, so gingen sie in sich und gelobten feierlich, falls sie mit dem Leben davon kommen sollten, ihre unsinnige Forderung wegen dem Schloßbau zu lassen und fortan menschlicher mit ihren Unterthanen zu verfahren. Wie das Gewitter sich verzogen hatte und wieder ein blauer Himmel im warmen Sonnenschein sich

über ihnen wölbte, fanden sie sich neuerdings auf der Höhe der schwarzen Fluh zusammen, um sich von der ausgestandenen Angst zu erholen. Nach der Schlacht ist auch der ein Held, der sich während derselben auf die Seite stellt. Wie die Gefahr vorüber war, pochte wieder das trotzige, nicht das reumüthige Herz. Zwei der Landvögte blieben zwar bei ihren Vorsätzen; allein der dritte, der Roheste und Hartherzigste von ihnen, wollte nichts von Nachgeben wissen und erklärte unter frevelhaften Schwüren und Verwünschungen, daß er nicht ruhen werde, bis das faule, geizige Volk, und wenn es auch das eigene Blut zum Pflastermachen brauchen müßte, die gestellte Forderung erfüllt habe. Endlich trennten sich die Landvögte und traten jeder den gewohnten, nun wieder leicht zu findenden Heimweg an. Zwei erreichten glücklich die Thalebene; allein dem dritten, dessen Herz sich so felsenhart und unbarmherzig gezeigt hatte, begegnete auf einem Felsvorsprung, der hart an seinem Wege lag, ein erdfahles, unscheinbares Zwerglein, das den vornehm daherstolpernden Herrn recht höflich und anständig um eine Gabe bat. „Geh' weg, ungestaltes Bettelgeschöpf, meinst du, ich sei ein Hund, daß ich mich von jedem lumpigen Kloß anbetteln lasse?“ sprach in der Hitze der durch Wein und Zorn erzeugten Aufregung der Landvogt und stieß das kleine Männchen erbarmungslos in den Abgrund hinab. Allein sogleich tönte aus der Tiefe eine Stimme herauf und rief: „Du bist nicht werth, länger unter Menschen zu leben; als schwarzer Hund sollst du hier bleiben und zur Strafe für deine frevelhafte Gottlosigkeit und Vermessenheit mit den Bergschlüsseln am Halse den Thalbewohnern das Kommen

des Frühlings und Winters anzeigen und so lange die schwarze Fluh noch Steine trägt, sie in den schwindelnden Abgrund zu schleudern, sollst du durch Hinabstürzen von Steinen und Felsstücken den Sennen die nahenden Gewitter, bestehen sie in Wetterschlag, Hagel- oder Schneesturm, verkünden, damit sie rechtzeitig ihr Vieh stallen und vor der Gefahr sich schützen können." — Die schreckliche Verwünschung ging sogleich in Erfüllung. Der Landvogt starb vor Schrecken auf der nämlichen Stelle, von der er das Zwerglein in den Abgrund gestürzt hatte und seither macht ein großer, schwarzer Hund mit einem Schlüsselbunde am Halse jedes Frühjahr und jeden Spätherbst durch's Thal die nächtliche Runde und seinem Erscheinen folgen unmittelbar die genannten Jahreszeiten. Wären auch im Monat März die Tage noch so warm und sonnig, bis der Hund seine Runde gemacht hat, glaubt Niemand an den Frühling. Ebenso untrüglich ist das Steinrollen in der schwarzen Fluh. Hört man daselbst an einem schönen Sommertag ein unsichtbares Donnern, Tosen und Stürzen, wie von herabfallenden Felsstücken, so weiß Jedermann, daß ein Gewitter im Anzuge ist und selbst die Kühe wittern die Gefahr und werden unruhig. Der Fluch der bösen That lebt ewig fort wie der Segen der guten; drum erhielt auch zur Erinnerung an diese traurige Landvogten-Zusammenkunft die Spitze der schwarzen Fluh im Munde des Volks bezeichnend genug den Namen des Landvogtenhorns und der schwarze Hund mit dem Schlüsselbunde muß noch wandern und wandern, bis die schwarze Fluh verwittert und zerbröckelt in die Tiefe gestürzt ist.







26256.30
Sagen und sagengeschichten aus dem
Widener Library 003223191
3 2044 089 074 009